

**M**  
MOEWIG  
BÜCHER

**TERRA**  
Utopische Romane  
SCIENCE FICTION

# DOMINIC FLANDRY- SPION IM ALL

(ENSIGN FLANDRY)

Er wurde von Freund und Feind durch die Weiten des Kosmos verfolgt — denn er wußte um die bevorstehende Vernichtung eines Planeten



**POUL ANDERSON**

Dominic Flandry, ein Fähnrich im Dienst der terranischen Flotte, wird zur Schlüsselfigur im Ringen der beiden kosmischen Großmächte Terra und Merseia.

Der junge Flandry erhält eine Information aus dem Geheimarchiv Merseias zugespielt. Er enträtselt die Botschaft und erfährt, daß ein Planet, auf dem zwei verschiedenartige Völker beheimatet sind, von der Vernichtung bedroht ist – und daß die terranische Flotte in eine Falle gelockt werden soll. Während Freund und Feind Flandry durch das All hetzen, handelt der Fähnrich auf eigene Faust, um das Unheil abzuwenden.

Poul Anderson hat bereits mehrere Flandry-Romane geschrieben – sie erschienen in TERRA oder in der Reihe der TERRA-Sonderbände – hier legt der bekannte SF-Autor aus den USA sein neuestes Werk vor, das den Beginn der Karriere des »Spions im All« zum Inhalt hat.

Vom gleichen Autor erschienen bisher  
in der TERRA-Sonderreihe:

*Die Zeit und die Sterne* (Band 103)

*Freibeuter im Weltraum* (Band 116)

*Die unsichtbare Sonne* (Band 124)

Terra

---

Sonderreihe

126

# **Dominic Flandry – Spion im All**

(ENSIGN FLANDRY)

von

**POUL ANDERSON**

Scan by Puckelz, Korrektur by Goofy

MOEWIG-VERLAG MÜNCHEN

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!

Titel des amerikanischen Originals:  
ENSIGN FLANDRY  
Aus dem Amerikanischen übersetzt von Walter Brumm

Copyright © 1966 by Poul Anderson  
Printed in Germany  
Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Mühlberger, Augsburg

# 1.

Seine kaiserliche Majestät Georgios Manuel Krischna Murasaki, vierter Herrscher der Wang-Dynastie, höchster Bewahrer des Friedens, Vorsitzender des stellaren Rates, Herr über unzählige Welten, feierte Geburtstag. Auf den entferntesten Planeten, so fern, daß das unbewaffnete Auge ihre Sonnen nicht sehen konnte, hoben Männer zu diesem Anlaß ihre Gläser und brachten feierliche Trinksprüche aus.

Auf Erden ging es weniger steif zu. Abgesehen vom Hof, wo eine ermüdende Zeremonie der anderen folgte, war der Geburtstag des Herrschers nichts als eine Gelegenheit, Karneval zu feiern. Während seine Maschine über das nächtliche Meer dahinsummt, sah Graf Markus Hauksberg den hellen Lichtschein am Osthimmel, vielfarbige, bewegte Schleier, bunte Explosionen und Lichtkaskaden: das Festfeuerwerk. Wäre er in der Stimmung gewesen, seinen Fernseher einzuschalten, hätte er von jeder beliebigen Station den gleichen Vergnügungsrummel aus Festsälen und von öffentlichen Plätzen empfangen.

Seine Gattin brach das Schweigen mit einer halblauten Bemerkung: »Ich wünschte, wir lebten hundert Jahre früher.«

»Wie bitte?« Manchmal konnte sie ihn immer noch in Erstaunen setzen.

»Damals bedeutete so ein Geburtstag noch etwas.«

»Ach so – ja, das mag sein.« Hauksberg ließ seine Gedanken zurückwandern. Sie hatte recht. Früher hatten die Väter ihre Söhne am Abend eines solchen Tages

hinausgeführt, ihnen den Sternenhimmel gezeigt und gesagt: »Schau hinauf. Das alles ist unser. Fast vier Millionen Sterne liegen innerhalb der Grenzen des Imperiums. Hunderttausend Planeten kennen uns, gehorchen uns, entrichten ihren Tribut und genießen als Gegenleistung Frieden und Wohlstand. Das haben unsere Ahnen erreicht. Du mußt es bewahren.«

Hauksberg zuckte die Achseln. Man konnte den späteren Generationen nicht verargen, daß sie der Naivität entwachsen waren. Noch nicht einmal der Arm des Spiralnebels, der die Erde umschloß, war ganz erforscht, und man brauchte kein Fernrohr, um Riesensterne wie Beteigeuze und Antares oder den Polarstern zu sehen, die nicht zum Imperium gehörten. Überdies wußte inzwischen auch der einfältigste und gutgläubigste Mensch, daß das Imperium seine Machtfülle durch nackte Gewalt erlangt hatte und erhielt; daß die Zentralregierung korrupt und in ihren Methoden nicht wählerisch war; daß es in den Grenzregionen brutal zuging und daß die letzte Organisation, der man noch so etwas wie inneren Zusammenhalt und Korpsgeist nachsagen konnte, die Marine, nur noch für Krieg und Unterdrückung lebte und einen rüden Antiintellektualismus zur Schau trug.

Könnte sein, daß ich etwas daran ändere, dachte Hauksberg.

Alicia unterbrach ihn. »Wir hätten wenigstens zu einer anständigen Party gehen können. Aber nein, du mußt zum Kronprinzen. Hoffst du vielleicht, daß er dir einen seiner hübschen Jünglinge überläßt?«

»Komm, Schatz, du tust mir unrecht«, antwortete Hauksberg lächelnd. »Du weißt, daß ich immer noch hinter Frauen her bin. Besonders hübschen Frauen wie dir.«

»Oder Persis d'Io.« Sie seufzte und ließ sich zurücksinken. »Wie dem auch sei, ich mag einfach keine Orgien. Schon gar nicht, wenn sie vulgär sind.«

»Ich auch nicht.« Er streichelte ihre Hand. »Aber du wirst schon zurechtkommen. Unter den vielen Dingen, die ich an dir bewundere, finde ich deine Fähigkeit, jede Situation zu meistern, besonders bemerkenswert.«

Er betrachtete ihre feingeschnittenen Züge unter dem diademgeschmückten Haar und fühlte Bedauern. Warum konnten sie aus dieser Vernunftehe nicht wenigstens eine Kameradschaft herausdestillieren? Oder gar Liebe ... Nein, er war kein Peleas und sie keine Melisande. Sie war schlau, anmutig und einigermaßen ehrlich mit ihm; sie hatte ihm einen Erben geschenkt; mehr war im Kontrakt nie vorgesehen gewesen. Er hatte ihr Rang und nahezu unbegrenzte Geldmittel gegeben. Was seine Zeit anging ... wie konnte er? Jemand mußte sich der Reparaturen annehmen, wenn ein Imperium auseinanderzufallen drohte. Die meisten Frauen hatten dafür Verständnis.

Und was ihr Aussehen betraf – Alicias Schönheit war das Ergebnis kostspieliger gesichtschirurgischer Korrekturen. Er hatte schon zu viele Variationen dieses modischen Idealgesichts gesehen.

»Ich wäre auch lieber zu Mboto oder Bhatnagar gegangen«, verteidigte er sich. »Aber mein Schiff geht in drei Tagen. Dies ist die letzte Gelegenheit, um ein paar unaufschiebbare Geschäfte zu erledigen.«

»So sagst du.« Sie machte ein unwilliges Gesicht.

Er hatte nicht den Eindruck, daß dieser Abend ein großes Opfer für sie bedeutete. Während der Monate seiner Abwesenheit würde sie sich mit Liebhabern trösten. Wie sonst sollte eine Dame von vornehmerem Stand, die sonst



keine besonderen Talente hatte, ihre Zeit verbringen? Aber wenn sie verbittert wurde, konnte sie ihm schaden.

»Schatz«, sagte er, »ich konnte vorher nicht davon sprechen. Es gibt zu viele Ohren, verstehst du. Diese Sache darf nicht vorzeitig publik werden, sonst kann ich mich vor Querschüssen nicht mehr retten.«

Sie warf ihm einen kalten Blick zu. Er war groß, schlank und blond. In seiner grünen Uniform mit reichen Dekorationen an der Brust, dem beigefarbenen Umhang und den weichen, hellbraunen Halbstiefeln sah er stattlicher und hübscher aus, als recht war. »Ich weiß«, spottete sie. »Deine Karriere.«

Er nickte. »Gewiß. Aber auch die Erhaltung des Friedens. Möchtest du einen Angriff auf die Erde miterleben? Das könnte passieren.«

»Markus!« rief sie entsetzt. »Ist das dein Ernst?«

Er nickte. »Diese Sache auf Starkad ist mehr als ein kleiner Grenzzwischenfall. Es wird als solcher ausgegeben, und viele Leute glauben daran. Aber ich habe meine eigenen Informationen – unzensiert, wenn du weißt, was ich meine. Die Gefahr eines großen Krieges mit Merseia ist gewachsen, und sie wächst weiter. Ich habe den Auftrag, mich an Ort und Stelle über den Konflikt zu unterrichten und dem Kaiser Meldung zu machen. Vielleicht läßt sich die Affäre auf dem Verhandlungsweg beilegen. Vielleicht auch nicht; es gibt mächtige Interessengruppen, die den Konflikt ausweiten möchten. Jedenfalls wird die Eskalation einstweilen weitergehen, und solange sie weitergeht, wird eine friedliche Regelung immer schwieriger zu erreichen sein. Das ist es, worauf einige ehrgeizige Militärs spekulieren. Darum möchte ich die ganze Bürokratie beiseite lassen. Ich werde mir Vollmacht besorgen, von

Starkad direkt nach Merseia weiterzufliegen und dort eine Vereinbarung auszuhandeln. Ich glaube, es läßt sich machen. Die Leute dort sind schließlich auch vernunftbegabte Wesen, und auch unter ihnen wird es verantwortungsbewußte Führer geben, die nach einem Ausweg suchen. Ich kann ihnen einen zeigen.«

Alicia saß still. »Ich verstehe«, sagte sie nach längerer Pause. »Du kannst dich auf mich verlassen.«

»Du bist ein gutes Mädchen.« Er legte seine Hand auf die ihre und drückte sie kurz.

## 2.

Der höchste Gipfel im zentralen Gebirgskamm der Insel Kursoviki war die Narpaspitze, die sich zwölftausend Meter über den Meeresspiegel aufreckte. In dieser Höhe war der Luftdruck auf Starkad dem irdischen Standard etwa angemessen, und ein Mensch konnte unbesorgt atmen. Hier, auf einem kleinen Hochplateau im Schatten des Gipfels, hatten die Menschen den Stützpunkt Highport errichtet; einen Landeplatz, umgeben von häßlichen vorfabrizierten Unterkünften. Zur Zeit beherbergte die Kolonie fünftausend Menschen, aber sie war in raschem Wachstum begriffen. Durch die Wände seines Büros hörte Oberst Max Abrams vom Nachrichtendienst der kaiserlichen Marine das Rattern von Baumaschinen.

Seine Zigarre war wieder ausgegangen. Er kaute daran, bis er die Meldung auf seinem Schreibtisch durchgelesen hatte, dann zündete er den Stummel von neuem an. Eine blaue Wolke stieg auf und löste sich im dichten Dunst auf, der schon unter der Decke des kahlen kleinen Raumes hing. Das Büro und seine Kleider stanken nach kaltem Rauch. Er merkte es nicht.

»Verdammt!« Der Drehstuhl ächzte unter seinem Gewicht. Er war ein bulliger, untersetzter Mann mit einem fleischigen Gesicht, kurzen grauen Haaren und stechenden Augen über der Hakennase. Der Kragen seiner zerknautschten Uniform war offen.

Es war nicht nur, daß eine Maschine vermißt wurde und daß der Pilot wahrscheinlich tot war. Abschüsse waren keine Seltenheit. Der Junge hatte eben Pech gehabt. Wie hieß er eigentlich, ja, Fähnrich Dominic Flandry. Gut, daß

ich ihn nie kennengelernt habe. Gut, daß ich seinen Eltern nicht schreiben muß. Aber die Gegend, wo er als vermißt gemeldet wurde, das war beunruhigend. Sein Auftrag war ein Aufklärungsflug über der Zletovarsee gewesen, kaum tausend Kilometer entfernt. Wenn die Merseier ihre Aktivität so weit ausgedehnt hatten ...

Aber waren sie überhaupt verantwortlich zu machen? Niemand schien es zu wissen, was der Grund war, daß man die Meldung ihm zugeschoben hatte. Eine Suchmaschine hatte außer den üblichen Handelsschiffen und Fischerbooten nichts gesehen. Nun, auch ein Defekt war nicht ausgeschlossen; es mangelte an Ersatzteilen, und das Bodenpersonal konnte nicht jedes Zeichen mechanischer Überbeanspruchung im voraus erkennen. Andererseits galten diese kleinen Aufklärungsmaschinen als sehr sicher und wenig störanfällig.

Und die Merseier verstärkten ihre Anstrengungen. Die von ihnen kontrollierten Gebiete vergrößerten sich ständig. Bisher hatte ein Viertel des Planetenumfanges zwischen ihrem Einflußbereich und der Insel Kursoviki eine Art Pufferzone abgegeben, und so war die Zahl der bewaffneten Zusammenstöße in Grenzen geblieben. Aber wenn sie sich in dieser Richtung ausdehnten?

Fragen wir, dachte Abrams. Es kann nicht schaden.

Er drückte auf einen Telefonknopf, und das müde Gesicht eines Vermittlers blickte aus der Mattscheibe. »Verbinden Sie mich mit Runei«, befahl Abrams.

»Jawohl, Herr Oberst. Wenn möglich.«

»Was heißt: wenn möglich? Wofür werden Sie bezahlt? Sagen Sie seinem Verbindungsmann, daß ich meinen nächsten Zug machen will.«

»Wie bitte?« Der Vermittler war neu hier.

»Sie haben mich gehört.«

Es würde eine Weile dauern, bis die Verbindung hergestellt wäre. Abrams öffnete eine Schublade, holte sein magnetisches Schachbrett heraus und grübelte. Sein schwarzer König saß in einer bösen Klemme; nahm er ihn zurück, geriet die Königin in Gefahr ... aber hier, der Läufer konnte ihn abschirmen und zugleich den weißen Turm bedrohen ... das war es.

»Kommandant Runei, Herr Oberst.«

Die Mattscheibe wurde dunkel, dann erschien ein neues Gesicht. Abrams konnte die individuellen Unterschiede zwischen Nichtmenschen ebenso leicht erkennen wie bei seinen eigenen Rassegenossen. Das gehörte zu seinem Geschäft. Ein ungeübtes Auge sah nur die Fremdartigkeit. Nicht, daß die Merseier besonders auffallend gewesen wären. Runei gehörte zur Gattung der echten Säuger und stammte von einem erdähnlichen Planeten. Die Reptilienahnen waren ein wenig deutlicher zu erkennen als beim Homo Sapiens; die haarlose, schwach geschuppte Haut und die kurzen, dreieckigen Rückenknorpel, die vom Nacken bis zur Spitze des dicken und langen Schwanzes verliefen, bezeugten es. Der Schwanz bildete das Gegengewicht zu einer vorgeneigten Körperhaltung und diente zusammen mit den Beinen als Sitzgelegenheit. Aber davon abgesehen, ähnelte Runei einem großen, breiten und etwas kurzbeinigen Mann. Starke Überaugenbögen und knochige Auswüchse an Stelle der Ohren änderten nichts daran, daß Kopf und Gesicht auf eine fast bestürzende Weise menschlich aussahen. Er trug die anliegende, schwarze, mit Silber abgesetzte Uniform seiner Waffengattung. Hinter ihm an der Wand waren ein Schiffsmodell, eine sonderbare Statuette und eigenartig

geformte Hieb- oder Stichwaffen zu sehen; Erinnerungsstücke an ferne Welten.

»Ich begrüße Sie, Kommandant«, sagte Runei mit musikalischer, akzentloser Aussprache. »Sie machen Überstunden?«

»Und Sie gehören zu den Frühaufstehern, wie mir scheint«, grunzte Abrams. »Bei Ihnen muß gerade die Sonne aufgehen.«

Abrams versuchte sich das gegnerische Hauptquartier vorzustellen. Starkad war ein großer Planet, dessen dichte und feuchte Atmosphäre die Landmassen benagte, eine Welt flacher Ozeane, vom Wind und den Monden aufgewühlt; eine Welt zahlloser großer und kleiner Inseln, aber ohne wirkliche Kontinente. Die Merseier hatten sich in einer Region niedergelassen, die sie Kimraigsee nannten, und ihre Flieger beherrschten den Luftraum. Selten kam ein Aufklärer nach Highport zurück, um zu berichten, wie es dort aussah. Eines Tages, dachte Abrams, wird jemand das stillschweigende Abkommen brechen und ein paar Beobachtungssatelliten in den Himmel schießen. Warum nicht wir? Natürlich werden die anderen dann statt mit Transportern mit Kriegsschiffen kommen und auf die Satelliten Jagd machen. Und dann müssen wir mit größeren Kriegsschiffen kommen ...

»Gut, daß Sie angerufen haben«, sagte Runei. »Ich habe mich schon bei Admiral Enriques für die Destillierpumpe bedankt, aber ein besonderes Vergnügen ist es mir, diesen Dank einem Freund zu wiederholen.«

»Wie?«

»Sie wissen nichts davon? Eine unserer Wasserentsalzungsanlagen war ausgefallen. Ihr Admiral war so gütig, uns ein Ersatzteil zur Verfügung zu stellen,

das wir im Moment nicht vorrätig hatten.«

»Ach ja, diese Sache.« Abrams rollte die Zigarre zwischen den Zähnen. Lächerliche Zustände, dachte er grimmig. Menschen und Merseier bekriegten sich auf Starkad, brachten einander um. Nichtsdestoweniger hatte Runei noch nie vergessen, Glückwünsche zu schicken, wenn ein Geburtstag fällig war. Und Enriques hatte Runei davor bewahrt, mangels Trinkwasser seine Biervorräte opfern zu müssen.

Denn dies war kein Krieg. Nicht offiziell. Nicht einmal zwischen den beiden hier beheimateten Rassen. Land- und Seebewohner hatten einander wahrscheinlich schon zu allen Zeiten bekämpft. Aber in ihrem Kampf hatte es nichts Systematisches gegeben. Es waren die gelegentlichen Zusammenstöße zwischen natürlichen Feinden gewesen. Bis die Merseier angefangen hatten, die Meeresbewohner mit Material und Ratgebern zu unterstützen, so daß sie die Landbewohner zurückdrängen konnten. Als man auf Erden davon erfahren hatte, war es eine politische Selbstverständlichkeit gewesen, den Landbewohnern eine entsprechende Hilfeleistung zu gewähren und das Gleichgewicht der Kräfte wiederherzustellen, damit Starkad nicht als Marionette der Merseier geeint werde. Als Resultat hatten die Merseier ihre Hilfe verstärkt, das Imperium hatte mit gleichen Maßnahmen geantwortet, und so ging es immer noch weiter.

Und die beiden Großmächte lebten im Frieden. Was sie hier stationiert hatten, waren Hilfsmissionen, nicht wahr? Das Imperium hatte seinen Stützpunkt auf der Narpaspitze auf Grund eines Abkommens mit den Getigerten – wie die Landbewohner genannt wurden – von Ujanka, Merseia saß im Kimraiggebiet, nachdem es mit den Herren des Meeres

ein ähnliches Abkommen geschlossen hatte. Die Merseier schossen keine von Menschen bemannten Aufklärer ab. Das taten nur ihre Techniker, die den Seetrollen – wie sie von den Getigerten genannt wurden – bei der Verteidigung ihres Luftraums halfen. Das Imperium hatte nichts damit zu tun, daß eine Gruppe Merseier, die am Westkap gelandet war, in einen Hinterhalt geriet und aufgerieben wurde; seine Truppen halfen den Verbündeten lediglich bei der Bewachung der Grenzen.

»Vielleicht können Sie mir als Gegenleistung einen Gefallen tun«, sagte Abrams. »Wir haben über der Zletovarsee eine Maschine verloren, möglicherweise durch einen Unfall. Wie wäre es mit einer gemeinsamen Untersuchung?«

»Sie scherzen, Kommandant.« Runei lächelte kopfschüttelnd.

»Natürlich müßte mein Vorgesetzter Ihnen den Vorschlag offiziell machen«, setzte Abrams hinzu, »aber ich werde es ihm nahelegen. Sie haben bessere Möglichkeiten als wir, gesunkene Wracks ausfindig zu machen.«

»Aber warum?«

Abrams zuckte die Achseln. »Beiderseitiges Interesse an der Unfallverhütung«, sagte er lahm. »Pflege der Freundschaft zwischen Völkern und Individuen.«

Runei dachte nach. »Das ist so gut wie unmöglich. Denken Sie nur an den Aufwand, den eine solche Suchaktion erfordern würde. Nein, ich rate Ihnen, keinen derartigen Vorschlag ins Protokoll eingehen zu lassen.«

»Warum nicht? Es würde schlecht aussehen, wenn Sie ablehnten.«

»Es würde die Spannungen nur vergrößern, ohne daß



etwas erreicht wäre. Muß ich Ihnen den Standpunkt meiner Regierung wiederholen? Die Ozeane auf Starkad gehören dem Seevolk. Es hat sich dort entwickelt. Die Ozeane sind seine natürliche Umgebung, sie werden vom Landvolk nicht benötigt. Trotzdem versucht sich das Landvolk daran zu bereichern. Seine Schleppnetzfischerei, seine Algenernten, seine organisierten Jagden auf Großtiere des Meeres, alles das führt zur Zerstörung einer Ökologie, die für die andere Rasse lebenswichtig ist. Ich will nicht ausführlich von den Getöteten sprechen, von den mit Felsblöcken bombardierten Unterwasserstädten, von den abgesperrten Buchten und Meerengen. Ich will nur darauf verweisen, daß das Landvolk uns die kalte Schulter zeigte, als Merseia seine Vermittlerdienste anbot, um einen Modus vivendi auszuhandeln. Meine Aufgabe ist, dem Seevolk bei der Abwehr der Aggression zu helfen, bis die verschiedenen Gruppen des Landvolks einem gerechten und dauerhaften Frieden zustimmen.«

Abrams schnaubte ärgerlich. Er wußte, daß er diesen Argumenten nichts entgegensetzen konnte, und so ging er zum Gegenangriff über. »Sagen Sie mir lieber, warum Sie wirklich hier sind!«

»Ich habe Ihnen schon erklärt ...«

»Ich weiß, ich weiß. Sie haben Ihre Befehle, und denen gehorchen Sie, wie es sich für einen braven kleinen Soldaten gehört. Aber fragen Sie sich nicht manchmal, was für ein Gewinn bei der ganzen Sache für Merseia herauskommt? Ich habe mir diese Frage gestellt. Wir sitzen hier in der Mitte eines hundert Lichtjahre breiten Streifens Niemandland. Die Gegend ist kaum erforscht. Ich wette, die Hälfte der Sterne ringsherum ist nicht einmal katalogisiert. Die nächste Zivilisation ist Beteigeuze, und

diese Leute sind Neutrale, die uns beiden Feuer aufs Dach wünschen. Sie sind zu alt, um noch an Gnomen und Elfen oder an den Altruismus großer Reiche zu glauben. Warum also sind Sie hier?«

»Ich kann nicht über die Entscheidungen des Roidhun und seines Großen Rates befinden; ich kenne sie auch nicht.« Runeis Zurückhaltung löste sich in einem Lächeln auf. »Wenn Starkad so nutzlos ist, wie Sie meinen, warum sind dann Sie hier?«

»Viele Leute zu Hause legen sich die gleiche Frage vor«, gab Abrams zu. »Einer der Grundsätze unserer Politik ist, daß wir Sie eindämmen, wo immer wir können. Setzen Sie sich auf diesem Planeten fest, hätten Sie einen Stützpunkt, der unseren Grenzen fünfzig Lichtjahre näher ist.«

»Hoffen wir, daß es Ihrem Abgesandten gelingen wird, die Streitfrage aus der Welt zu schaffen«, sagte Runei.

»Was für ein Abgesandter?«

»Haben Sie noch nicht davon gehört? Unser letzter Kurier informierte uns, daß ein gewisser Graf Hauksberg hierher unterwegs ist. Anschließend wird er nach Merseia weiterreisen. Der Große Rat wird ihn empfangen.«

»Was?« Abrams schüttelte den Kopf. »Ich wünschte, unsere Post wäre so gut wie Ihre.« Abrams reckte sich und gähnte. »Zeit, ins Bett zu gehen«, sagte er. »Hat mich gefreut, mit Ihnen zu sprechen, alter Bösewicht.«

Runei gab ihm ein Krokodilslächeln. »Sie sind am Zug.«

»Ach so – ja. Glatt vergessen. Läufer von C5 auf E7.«

Runei zog sein Schachbrett hervor und verschob die Figur. Dann saß er still und studierte die Lage.

»Rufen Sie zurück, wenn Sie bereit sind«, sagte Abrams und schaltete aus.

Seine Zigarre war wieder erloschen. Er legte den

Stummel in den überquellenden Aschenbecher, zündete sich eine neue an und stand auf. Er zog seinen Mantel an, setzte die Mütze auf und ging hinaus.

Die Kälte warf sich ihm mit ungestümen Windstößen entgegen. Der nähere Mond, Egrima, war aufgegangen und stand fast voll am Himmel, doppelt so groß wie der Mond von der Erde aus gesehen. Er übergöß die Schneegipfel ringsum mit eisig blauem Licht. Buruz, der fernere Mond, erhob seine matte kleine Scheibe eben über die Dächer der windgepeitschten Baracken.

Das gefrorene Geröll der ungepflasterten Straße knirschte unter seinen Stiefeln. Hier und dort drang Lichtschein aus einem Fenster. Bogenlampen schwankten im Wind, der Wolken glitzernder Eiskristalle durch die Straßen fegte. Links, wo die Werkstätten lagen, flackerte Feuerschein aus einem Schmelzofen und spiegelte sich auf den metallenen Leibern zweier Raumschiffe. Überall dort draußen wurde gearbeitet. Man vergrößerte den Landeplatz und errichtete neue Schuppen und Baracken. Zu seiner Rechten, zwischen den Wohnbaracken und der Kantine, zuckte fiebrige Leuchtschrift, und er glaubte abgerissene Musikfetzen und Gelächter zu hören. Dort hatte die Truppenbetreuung ihr Quartier, und es gab Mädchen und Glücksspiele und eine Bar. Warum nicht? Die meisten dieser Soldaten waren jung und einsam.

Abrams war fast bei seiner Behausung, als ihm einfiel, daß er die Papiere auf seinem Schreibtisch nicht weggeschlossen hatte. Er blieb stehen, drehte sich um und stapfte fluchend zurück. Nicht, daß er Spionage fürchtete, aber Leutnant Novak pflegte morgens als erster ins Büro zu kommen, und Abrams wollte kein schlechtes Beispiel geben.

Vor der Tür blieb er stehen, nahm langsam die Zigarre aus dem Mund und warf sie weg. Die Tür war geschlossen, die Fenster dunkel. Aber im Schnee vor der Schwelle sah er neben seinen eigenen fremde Fußabdrücke. Und sie waren frisch.

Die Alarmanlage war stumm geblieben. Da war einer im Büro, der sich auskannte.

Abrams zog seine Strahlpistole. Sollte er die Wache rufen? Nein, wer in sein Büro eindringen konnte, hatte auch daran gedacht, den Funksprechverkehr zu überwachen, und würde fliehen, bevor Hilfe einträte.

Abrams fühlte sein Herz gegen die Rippen schlagen. Er schlich an die Tür und stellte die Zahlenkombination des Sicherheitsschlusses ein. Dann drückte er die Tür einen Spaltbreit nach innen und spähte hinein. Im ungewissen Licht sah er jemanden vor seinem Safe, eine Gestalt, die nun herumwirbelte. Auf den ersten Blick schien es ein Arbeiter in einem Strahlenschutzanzug zu sein, aber dem einen Arm entsprossen statt einer Hand Werkzeuge, und der zurückgeklappte Helm zeigte ein metallisches Gesicht mit elektronischen Augen.

Ein Merseiergesicht.

Blaues Licht schoß wie ein Blitzstrahl aus der Werkzeughand und traf mit einem Funkenregen auf die Stahltür. Abrams hatte geistesgegenwärtig seinen Kopf zurückgezogen. Nun zielte er mit seiner Strahlpistole durch den schmalen Spalt und feuerte auf die Waffe des Eindringlings. Sie erlosch, und Abrams war mit einem Satz im Büro. Er feuerte wieder. Die Distanz war so kurz, daß sein Feuerstrahl, nadelscharf und dünn wie ein Bleistift, die Beine des Unbekannten abtrennte. Klappernd und polternd schlug der Eindringling auf den Boden.

Abrams hob sein Handgelenk vor den Mund und brüllte ins Funksprechgerät: »Wache! Sofort zwei Mann zum Nachrichtenbüro!«

Dann schaltete er das Licht ein. Das Wesen am Boden regte sich. Aus den Beinstümpfen floß kein Blut. Versengte Kabel, Batterien, Verstärker hingen heraus. Was er gefangen hatte, war weniger als die Hälfte eines Merseiers. Schwanzlos, ohne Brust und Unterkörper, ohne Gesicht. Natürlichen Ursprungs schienen nur ein Teil des Schädels, ein Arm und der Stumpf eines zweiten zu sein. Der Rest war Maschinerie. Noch nie hatte er eine so perfekte prothetische Arbeit gesehen. Er schüttelte verduzt den Kopf. So etwas gab es nur bei Rassen, die sich nicht auf die Regeneration von Geweben verstanden oder keine Lagerung von Körpergeweben kannten. Die Merseier aber – immerhin, hier hatten sie einen wunderbaren Allzweckmechanismus!

Das Wesen stieß haß- und angsterfüllte Worte hervor, die Abrams nicht verstand. Die Hand fummelte am metallischen Brustkorb herum. Um das Herz abzustellen? Abrams stieß das Handgelenk weg und pflanzte seinen Fuß darauf. »Langsam, Freundchen«, sagte er.

### 3.

Fähnrich Dominic Flandry wußte nicht, ob er durch Glück oder Geschick und Kaltblütigkeit am Leben geblieben war. Mit neunzehn Jahren war es naheliegend, das letztere zu glauben. Er dachte nicht viel darüber nach; ihm genügte es, davongekommen zu sein.

Außerdem waren seine Schwierigkeiten noch nicht behoben. Die »Archer« war ein Handelsschiff, das der Schwesternschaft von Kursoviki gehörte, und verfügte über eine kleine Radiostation, Geschenk hilfsbereiter, aber nicht ganz uneigennütziger Militärs. Die Anlage funktionierte jedoch nicht; die Leute von der Insel Kursoviki hatten keine Ahnung von der Pflege und Instandhaltung so komplizierter und empfindlicher Apparate. Dragoika, der weibliche Kapitän, befand sich zu Flandrys großem Glück gerade auf der Rückreise in die Heimat, doch der Wind stand ihnen entgegen, und sie würden tagelang mit dieser schlingernden und stampfenden Badewanne auf der rauhen See kreuzen müssen, bevor sie in heimatliche Gewässer kämen. Das war an sich nicht fatal; Flandry konnte durch die Eßöffnung seines Helms auch einheimische Nahrungsmittel zu sich nehmen. Der Geschmack allerdings war eine andere Sache.

Mehr als das beschäftigte seine Gedanken die Tatsache, daß man ihn abgeschossen hatte. Eine Art Unterseeboot, das auch fliegen konnte, hatte sich plötzlich aus dem Wasser gehoben, seinen Hilferuf mit Störgeräuschen übertönt und die Maschine mit einer Lenkrakete getroffen. Wenigstens erklärte sich Flandry den Vorgang so; vielleicht war es auch ein Feuerstrahl gewesen, der seine

Maschine zerstört und ihn zum Fallschirmabsprung gezwungen hatte.

Wie er so auf den schwankenden Schiffsplanken stand und über die bewegte See hinausstarrte, kam Ferok an seine Seite, ein Mitglied der Besatzung und ein wackerer Mann, der sich beim Rettungsmanöver hervorgetan hatte. »Wenn die vaz-Siravo gemerkt haben, daß du am Leben geblieben bist, werden sie vielleicht kommen und dich suchen.«

»Ja«, sagte Flandry, nach weiteren Worten suchend. Seine Kenntnisse der Sprache und der Gebräuche kursovikischer Einwohner waren so lückenhaft, wie sie nach einem dreimonatigen Schnellkursus sein mußten. Er spreizte die Beine gegen das Rollen und Stampfen des Schiffes, ein großer, schlaksiger Junge mit braunen Haaren, grauen Augen und einem langen, ebenmäßigen Gesicht, das Starkads Sonne dunkel gebrannt hatte. Vor ihm tanzte und schimmerte ein endloser grünlicher Ozean mit Sonnengesprenkel und Schaumkronen auf den kurzen, steilen Wogen. Tiefziehende Wolkenbänke schoben sich über den Himmel. Der kurze Tag neigte sich seinem Ende zu, und die Temperatur, in diesen mittleren nördlichen Breiten niemals hoch, sank. Flandry fröstelte.

Ferok war ihm – wie konnte es anders sein – ganz und gar unähnlich. Der Landstarkadier, Getigerte, Toborko oder wie immer man ihn nennen wollte, war wie ein kurzleibiger und dazu extrem langbeiniger Mensch gebaut. Vierfingrige Hände, große, klauenbewehrte Füße, ein Stummelschwanz und ein runder Kopf mit Segelohren, Schlitznase und großen, schräggestellten Augen machten aus der Nähe zunichte, was auf den ersten Blick an Menschenähnlichkeit denken ließ. Ein glattes, kurzhaariges

Fell mit schwarzen und ockergelben Streifen und einem weißen Kehlbleck bedeckte seinen Körper.

Ferok trug als einzige Bekleidung einen perlenbestickten Beutel. Auf seinem Rücken hing in lederner Scheide ein langes Krummschwert. Er war Bootsmann, was für einen Mann von Kursoviki ein hoher Rang war. Außerdem war er einer von Kapitän Dragoikas Liebhabern. Flandry mochte ihn.

Ferok hob ein Teleskop und suchte den Horizont ab. Das Teleskop war eine einheimische Erfindung; Kursoviki galt als Zentrum von Starkads am meisten fortgeschrittener Landkultur. »Noch nichts zu sehen«, meinte er. »Glaubst du, daß ein fremdes Flugboot angreifen wird?«

»Ich glaube nicht«, sagte Flandry. »Die Merseier greifen selten selbst in irgendwelche Aktionen ein, und wenn sie es tun, dann als Einzelpersonen und nicht als Vertreter ihres Volkes. So machen wir es auch. Keiner möchte den anderen provozieren.«

Flandry drehte sich um und überblickte das Deck. Die »Archer« war für starkadische Begriffe ein großes Schiff. Es mochte etwa fünfhundert Tonnen haben, war breit gebaut, mit rundem Bug und hohem Heckaufbau. Der Klüverbaum war reich geschnitzt und zeigte im Sinne einer Galionsfigur die Darstellung eines Schutzgeistes. Mittschiffs erhob sich ein Deckhaus mit Werkstätten. Alles war bunt bemalt, und die drei Masten trugen gelbe, viereckige Segel. Im Moment befand sich fast die gesamte Mannschaft an Deck, dreißig männliche Matrosen und fünf oder sechs weibliche Offiziere, und die Matrosen an den Schoten hatten alle Hände voll zu tun, während das Schiff gegen den Wind kreuzte. Die »Archer« hatte Holz und Gewürze vom Hafen Ujanka zu einem südlichen Archipel



gebracht und fuhr nun mit einer Ladung eingesalzener Fische zurück.

»Wie seid ihr bewaffnet?« fragte Flandry.

»Ein Deckgeschütz und fünf von euren Gewehren«, sagte Ferok. »Außerdem Schwerter, Spieße, Messer und Enterhaken.« Er zeigte Flandry ein Netz, das an beiden Bordwänden angeschlagen und unter dem Kiel durchgezogen war. »Wenn sich das stark bewegt, kann es bedeuten, daß ein Siravo unten ist und versucht, ein Loch in den Schiffsboden zu bohren. Dann müssen wir tauchen und ihn vertreiben. Du mit deiner Ausrüstung könntest das gut machen, besser als wir.«

Flandry schaute bestürzt drein. Sein Helm war wasserdicht und zum Tauchen geeignet, aber er verspürte wenig Lust, sich unter der Oberfläche dieses stürmischen Ozeans mit einem Wesen zu messen, das dort zu Hause war.

Ferok wechselte das Thema. »Ist es wahr, daß eure Frauen den Männern gehorchen?«

»Nun, manchmal.« Der Zweite Offizier ging vorbei, und Flandrys Augen folgten ihr. Sie hatte Kurven und eine lohfarbene Mähne, die ihren ganzen Rücken bedeckte, und ihre Brüste waren voll und fest. Ihre Kleidung bestand aus goldenen Armreifen. Flandry wußte, daß auf Kursoviki und den umliegenden Inseln das Matriarchat herrschte, und daß das weibliche Geschlecht bei dieser Rasse als das intelligentere und unternehmendere dominierte. »Aber wer sorgt dann in eurer Heimat für Ordnung?« wunderte sich Ferok. »Wie kommt es, daß ihr euch nicht gegenseitig umbringt?«

Flandry geriet in Verlegenheit. »Nun, auch das gibt es, verstehst du. Es ist schwer zu erklären. Laß mich erst

sehen, ob ich eure Bräuche richtig verstehe, damit ich dir unsere besser klarmachen kann. Zum Beispiel sind die Frauen bei euch in Schwesternschaften organisiert, denen alles Eigentum gehört und die durch ihre gewählten Leiterinnen alle wichtigen Entscheidungen treffen. So kommt es, daß die Männer keinen Einfluß haben und ihre Streitigkeiten untereinander ohne Wirkung auf das Ganze bleiben. Habe ich recht?«

»So ungefähr. Aber du hättest es höflicher sagen können.«

»Ich bitte um Verzeihung. Ich bin ein Fremder. Nun, was meine Heimat angeht ...«

Ein Schrei kam aus dem Krähennest. Ferok warf einen Blick hinauf und sprang an die Steuerbordreling. Ein Teil der Mannschaft folgte seinem Beispiel. Die Männer schrien durcheinander; mehrere kletterten in die Wanten, um einen besseren Überblick zu bekommen.

Dragoika kam aus der Kapitänskajüte im Achterdeck gestürmt, einen vierzackigen Fischespeer in der einen und eine kleine bemalte Trommel in der anderen Hand. Sie raste auf die Back, am offenen Ruderhaus vorbei und beugte sich über die Reling. Dann begann sie die Handtrommel zu bearbeiten. Offenbar war es das Zeichen für Feindalarm, denn Ferok brüllte Flandry ins Ohr: »Die vaz-Siravo!« und stürzte zum Deckhaus. Schnell war die Disziplin wiederhergestellt. Jeder wußte, was er zu tun hatte. Helme, Schilde und Waffen wurden ausgegeben.

Flandry starrte auf die bewegte See, ohne etwas zu sehen. Nach einer Weile machte er etwa zwanzig schwarzblaue Rückenflossen aus, die für jeweils einen Augenblick aus den Wellentälern auftauchten und offenbar auf das Schiff zuhielten. Und plötzlich erschien in etwa

hundert Metern Abstand ein Unterseeboot an der Oberfläche.

Es war ein kleines, primitives Fahrzeug, vom Seevolk nach Angaben der Merseier selbst verfertigt. Der Rumpf schien aus gefettetem Leder zu bestehen, das über ein Rahmenwerk gespannt war. Vier große Fische, die Flandry nur als riesige Schatten unter der Meeresoberfläche sehen konnte, zogen das Unterseeboot an langen Seilen. Das Deck wurde von den Wellen überspült, aber mittschiffs entragte ihm ein furchteinflößendes Katapult. Mehrere delphinartige Körper umdrängten es und brachten die ungefüge Schleuder in Position.

»Dommaneek Falandaree!« schrillte Dragoika. »Kannst du unser Geschütz bedienen?«

Flandry nickte und rannte zum Bug, wo sich zwei Frauen, deren Aufgabe es war, verzweifelt bemühten, das Geschütz gefechtsklar zu machen. Sie arbeiteten langsam, kamen sich gegenseitig in die Quere und fluchten. Man hatte sich noch nicht die Mühe gemacht, die Geschützbedienungen auszubilden, obwohl es eine einfache 38 mm-Kanone war. Die Einwohner Kursovikis neigten dazu, fremden Waffen zu mißtrauen und zogen ihre herkömmliche Kriegsausrüstung vor.

Flandry stieß eine der beiden zur Seite. Sie knurrte und schlug ihm die Faust ins Gesicht, daß er taumelte. Dragoikas Trommel wirbelte einen Befehl, und die beiden Frauen ließen ihn widerwillig gewähren.

Er öffnete den Verschuß, riß eine Granate aus der Munitionskiste und stopfte sie in den Lauf. Ein dumpfes Schwirren, gefolgt von einem vielstimmigen Aufschrei an Bord der »Archer« zeigte ihm an, daß der Feind sein Katapult abgeschossen hatte. Die paketförmige Ladung

beschrieb einen steilen Bogen, kam kurz vor der Bordwand herunter und zerplatzte auf dem Wasser. Flammen und Rauch bedeckten die See. Eine Feuerbombe. Flandry war zu aufgeregt, um Angst zu fühlen. Er spähte über Kimme und Korn und kurbelte dabei an den Handrädern, aber das Geschütz drehte sich nur langsam – zu langsam –, und die Vertikalbewegung des Rohrs wurde von einer Mikrometerschraube betätigt. Flandry fluchte, sah aber ein, daß ein hydraulisches System zu empfindlich gewesen wäre. Die Gegner spannten ihr Katapult von neuem. Sie arbeiteten schnell ...

Dragoika gab der Frau am Steuerruder einen Befehl, und die »Archer« drehte sich schwerfällig. Segel klatschten gegen die Masten, dann hatte die Mannschaft die Schoten festgelegt, und der Wind blähte wieder die gelbe Leinwand. Flandry bemühte sich, das Manöver zu kompensieren. Das feindliche Geschöß verfehlte die Deckaufbauten, aber es traf mittschiffs die Bordwand und hüllte die Steuerbordseite in Flammen und Rauch. Flandry zog die Reißleine, und sein Geschütz brüllte auf. Doch der Seegang machte genaues Zielen unmöglich, und eine Wasserfontäne markierte den Einschlag fünfzig Meter hinter dem Ziel. Er lud nach und feuerte noch einmal. Diesmal traf die Granate einen der Zugfische; das mächtige Tier sprang aus dem Wasser und fiel aufklatschend zurück. Die drei anderen drehten ihre hellen Bäuche nach oben und begannen zu treiben.

Der größte Teil der Mannschaft hatte die Waffen weggelegt und bekämpfte das Feuer. Es war nur eine Handpumpe an Bord, und so befestigte man in fliegender Hast Seile an den verfügbaren Eimern und warf sie über die Reling, um Wasser heraufzuholen.

Eine Stimme brüllte durch den Lärm aus Geschrei, Feuergeprassel, Wellenschlag und Wind. Der Feind kam über die Backbordreling.

Die Meeresbewohner mußten an den Netzen heraufgeklettert sein. Sie trugen Ausrüstungen der Merseier, die sie in die Lage versetzten, an Land zu gehen. Wassergefüllte Helme verbargen die stumpfen Köpfe, schwarze anliegende Anzüge bedeckten ihre walzenförmigen Körper. Auf den Rücken trugen sie Gestelle mit Sauerstoffflaschen, Batterien und Umwälzpumpen. In die Anzüge schienen Stützvorrichtungen eingebaut zu sein, denn sie konnten auf ihren zu Schwanzflossen entwickelten Beinen stehen und gehen. Sie watschelten wie betrunkene Riesen über das Deck, mit Speeren und Äxten und ein paar wasserdichten Maschinenpistolen bewaffnet. Zehn von ihnen hatten die Reling bereits überklettert.

Eine Gewehrkuugel sang durch die Luft. Eine Maschinenpistole eröffnete ratternd das Feuer. Mehrere Getigerte brachen zusammen. Flandry sah, daß ihr Blut rot war. Dragoika schleuderte ihren Vierzack vom Achterdeck, und einer der Schützen fiel, die Waffe in der Brust. Er versuchte den Schaft zu fassen und sich den Speer aus dem Fleisch zu ziehen. Gewehre krachten, Maschinenpistolen ratterten ihre Feuerstöße, dann kam es zum Nahkampf, Schwert gegen Axt, Pike gegen Speiß, ein einziges Scharren, Grunzen, Schreien. Die Feuerlöcher rannten zu ihren Waffen. Dragoika trommelte sie zurück. Flandry stand hilflos bei seiner Kanone; er war unbewaffnet, konnte nichts tun. Aber er sah, daß hinter dem scheinbar chaotischen Getümmel ein Plan war. Die Meeresbewohner versuchten an den Feuerlöschtrupp heranzukommen und

ihn niederzumachen, damit das Schiff brennen konnte. Die bewaffneten Verteidiger suchten sie daran zu hindern.

Die verirrte Kugel eines im Achteraufbau versteckten Gewehrschützen fuhr unmittelbar vor Flandry splitternd in die Decksplanken. Mit einem erschrockenen Satz brachte er sich hinter das Geschütz in Sicherheit. Was sollte er tun? Er wollte, durfte nicht sterben. Er war Dominic Flandry, der noch ein Leben vor sich hatte. Zwar waren die Eindringlinge in der Minderzahl, aber wenn sie so weitermachten, geriet das Feuer außer Kontrolle, und dann wäre es um ihn geschehen.

Er sprang los und rannte über das Deck zum Achterschiff. Ein axtbewehrter Seetroll schlug nach ihm, aber er konnte ausweichen und lief weiter.

Die Tür zur Kapitänskajüte unter dem Achteraufbau stand offen, und er stürzte hinein. Sonnenlicht fiel schräg durch die ovalen Bullaugen und wanderte mit dem Rollen und Stampfen des Schiffes über die barbarische Inneneinrichtung. Flandry sah gewebte Tapeten, einen primitiven Sextanten, auf Pergament gezeichnete Seekarten und Navigationstabellen, bevor sein Blick auf Dragoikas Schwert fiel, das sie in der Eile zurückgelassen hatte. Er raffte es an sich, riß die Klinge aus der Scheide und stürzte sich auf den erstbesten Schützen. Der Seetroll lag mit seiner Maschinenpistole hinter einer Taurolle; er hörte Flandrys Schritte und drehte unbeholfen den Kopf. Flandry schlug zu. Die Klinge glitt vom Helm ab, doch sie traf die Maschinenpistole und schlug sie dem Wesen aus der Hand. Er rannte weiter und hieb einem anderen Eindringling das Schwert in den dicken Nacken. Seine Kampfgefährten, durch den unerwarteten Angriff in ihrem Rücken verwirrt, gerieten in Panik. Drei oder vier sprangen über Bord, die

anderen wurden überwältigt. Der Kampf war vorbei, und nach einer weiteren Viertelstunde harter Arbeit hatten sie auch das Feuer gelöscht.

## 4.

Das Hauptquartier war das größte Gebäude in Highport, weil es eine Anzahl Gästezimmer und einen Kinosaal im zweiten Obergeschoß hatte. Die Wache am Eingang hielt den gegen das Schneetreiben bis zur Nase verummten Flandry auf, ließ ihn aber sofort passieren. Die Eingangshalle war geheizt! Eine Menge bewaffneter Soldaten stand herum. Flandry fragte sich, warum man ihn gerufen hatte. Unbehaglich stieg er die Treppe hinauf, gab seinen Mantel ab und betrat nach einem letzten prüfenden Blick in den Spiegel die Offiziersmesse, einen großen Raum mit behaglichen Sesseln. Hinter einem langen Tisch, auf dem ein kaltes Büfett angerichtet war, standen zwei Diener. Drei weitere zirkulierten mit Tablett, Flaschen und Gläsern. Zehn oder zwölf Männer standen in Gruppen beisammen, die Offiziere des Stützpunkts in Ausgehuniformen, Hauksberg und sein Stab in elegantem Zivil. Nur ein Mädchen war zu sehen, doch Flandrys Nervosität war so groß, daß er keine Enttäuschung fühlte. Zu seiner Erleichterung machte er Abrams' massige Gestalt aus und steuerte auf ihn zu.

»Ah, unser tapferer Fähnrich!« Ein blonder Mann stellte sein Glas weg und betrachtete ihn interessiert. »Willkommen. Mein Name ist Hauksberg.«

Flandry salutierte stramm. »Nichts da, lassen Sie das.« Hauksberg machte eine nachlässige Geste. »Heute abend wollen wir Rang und Zeremoniell vergessen. Ich hasse diese Förmlichkeit.«

Flandrys Vorgesetzte grüßten ihn mit mehr Interesse als bisher, wie sie sahen, daß Graf Hauksberg ihn am Ellbogen



gefaßt hatte und sich persönlich der Mühe unterzog, ihn seinem Gefolge vorzustellen.

»... und hier Persis d'Io, meine Konkubine.«

»Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Fähnrich«, sagte sie, als sei es ihr Ernst. Flandry errötete. Die Natur hatte dieses Mädchen fast so üppig ausgestattet wie Dragoika, und ihr metallisch schimmerndes, anliegendes Kleid betonte ihre Formen. Unter ihrer Kehle funkelte ein platingefaßter Rubin. Das aufgesteckte schwarze Haar schmückte ein Perlendiadem. Ihre ungewöhnlich lebhaften Züge mit den großen grüngrauen Augen, dem vollen Mund und der feinen Nase faszinierten den Fähnrich. »Bitte nehmen Sie sich ein Glas«, sagte sie. »Rauchen Sie? Sie werden uns viel erzählen müssen.«

»Ah ... hum ...« Flandry bohrte verlegen seine Stiefelspitze in den Teppich. Die Hand, mit der er das angebotene Weinglas annahm, war feucht. »Da gibt es nicht viel zu erzählen, gnädiges Fräulein. Viele Männer haben aufregendere Dinge erlebt.«

»Aber wohl kaum so romantische«, sagte Hauksberg. »Eine Segelfahrt mit einem Piratenschiff et cetera.«

»Das sind keine Piraten«, platzte Flandry heraus. »Kaufleute ... Entschuldigen Sie.«

Hauksberg musterte ihn. »Sie schätzen diese Einheimischen, wie?«

»Jawohl. Sehr.« Er richtete seine Augen auf Hauksberg, was ihn bemerkenswerte Überwindung kostete. »Bevor ich diese Leute besser kennenlernte, betrachtete ich meinen Aufenthalt hier als Pflicht. Nun möchte ich ihnen helfen.«

»Lobenswert. Doch auch die Meeresbewohner sind Einheimische. Und auch sie sind denkende, empfindende Wesen, genauso die Merseier. Ein Jammer, daß alle sich in

den Haaren liegen.«

Flandrys Ohren brannten. Abrams sprach aus, was er sich nicht zu sagen traute: »Diese Wesen haben ihr möglichstes getan, um unseren Fähnrich zu töten, Exzellenz.«

»Und nachdem er zurückgekehrt war und Meldung gemacht hatte, wurde ein Vergeltungsangriff unternommen«, erwiderte Hauksberg scharf. »Drei Merseier wurden dabei getötet, dazu einer der Unsrigen. Zur gleichen Zeit wurde ich von Kommandant Runei zu einem Gespräch empfangen. Sehr schlechte Koordination, das. Äußerst peinlich.«

»Ich zweifle nicht daran, daß Runei den Vertreter des Herrschers auch danach mit Zuvorkommenheit behandelt hat«, sagte Abrams. Eine leichte Röte war ihm ins Gesicht gestiegen. »Er ist ein charmanter Halunke, wenn er will. Aber unsere mehrfach öffentlich verkündete Politik ist, jeden Angriff auf unsere Mission und ihre Angehörigen mit einem Vergeltungsschlag zu beantworten. Offiziell handelt es sich um eine friedliche Mission. Wir sind als Ratgeber in einem Territorium, das von keiner der beiden Mächte beansprucht wird. Übergriffe gegen unser Personal können darum nicht ungeahndet bleiben.«

»Und wenn Runei seinerseits mit einem Überfall antwortet?«

»Er hat es nicht getan.«

»Noch nicht. Ein Beweis für Merseias versöhnliche Haltung, nicht wahr? Mag sein, daß meine Anwesenheit Runei beeinflußt hat, aber ich will Ihnen etwas sagen, Abrams: Wenn diese sinnlosen Scharmützel weitergehen, wird eines Tages – und zwar bald – eine wirkliche Eskalation einsetzen. Dann wird es sehr schwer sein, die

Intensität der Kriegführung zu kontrollieren. Gestern wäre der richtige Augenblick gewesen, um den Unfug einzustellen.«

»Mir scheint, daß Merseia die Eskalation ein ganzes Stück vorangetrieben hat, als es seine Operationen bis in unsere Nachbarschaft ausdehnte.«

»Die Meeresbewohner haben das getan. Sie hatten ohne Zweifel die Hilfe der Merseier, obwohl sich das nicht nachweisen läßt, aber es ist ihr Krieg und der des Landvolks.«

Abrams zerbiß seine erkaltete Zigarre. »Seevolk und Landvolk sind in Tausende von Gemeinwesen und mehrere eigenständige Zivilisationen aufgesplittert. Viele hatten noch nie voneinander gehört. Die Bewohner der Zletovarsee waren bisher ein gelegentliches Ärgernis für die Leute von Kursoviki, weiter nichts. Wer hat sie auf die Idee gebracht, sich mit anderen zu verbünden und einen regelrechten Krieg zu führen? Wer verwandelt eine bislang stabile Situation allmählich in einen weltweiten Rassenkrieg? Merseia!«

»Sie übernehmen sich, Oberst«, sagte Major Abd-es-Salam. Die Begleiter des Grafen quittierten Abrams' Unbeherrschtheit mit mißbilligenden Blicken.

»Nein, nein.« Hauksberg winkte lächelnd ab. »Ich schätze Offenheit. Wie soll ich den Dingen auf den Grund gehen, wenn ich nicht die Meinungen anderer anhöre?« Er winkte einen Kellner heran. »Sagen Sie, Abrams, was tut Merseia in den lokalen Gewässern?«

Abrams zuckte mit der Schulter. »Wir wissen es nicht. Die Schiffe von Kursoviki meiden das Gebiet natürlich. Wir könnten Taucher aussenden, aber das erschien uns als zu riskant. Betrachtet man die Sache aus diesem

Gesichtswinkel, so hat Fähnrich Flandry nicht nur ein Abenteuer erlebt. Es ist ihm gelungen, den Respekt und vielleicht sogar die Freundschaft der Schiffsbesatzung zu gewinnen, was sehr nützlich für uns ist. Er hat neue Informationen über sie mitgebracht und einen lebenden Seetroll als Gefangenen abgeliefert.«

Hauksberg zündete sich eine schwarze Zigarre an. »Das ist ungewöhnlich, wie?«

»Ja, das kann man sagen, einmal aus Gründen, die mit der natürlichen Lebensweise dieser Wesen zusammenhängen, zum anderen, weil die Getigerten normalerweise alle Gefangenen aufessen.«

Persis d'Io schnitt ein angeekeltes Gesicht. »Sagten Sie, daß Sie diese Leute mögen?« schalt sie Flandry.

»Für einen zivilisierten Menschen ist es schwer zu verstehen«, sagte Abrams gedehnt. »Wir ziehen nukleare Waffen vor, die ganze Planeten auf einmal rösten.«

Hauksberg winkte ab. »Da haben Sie natürlich recht, und ich für meine Person würde den Kannibalismus vorziehen. Ihren Andeutungen entnehme ich, daß die Kontakte zu den Einwohnern dieser Insel zu wünschen übriglassen? Ist das so?«

»Ja, leider«, sagte Hauptmann Menotti. »Zwar nimmt die Schwesternschaft unsere Waren und manchmal auch unseren Rat an, aber im allgemeinen herrscht eine Art mißtrauischer Wachsamkeit vor. Verständlicherweise, denn wir sind ihnen fremd, und ihre unterseeischen Nachbarn waren nie eine wirkliche Bedrohung. Mit weniger entwickelten Kulturen auf Starkad haben wir mehr Erfolg. Kursoviki ist zu stolz und selbstbewußt, ich möchte sogar sagen, zu intellektuell und kultiviert, um uns so ernst zu nehmen, wie wir es gern möchten. Das Abenteuer, von

dem Fähnrich Flandry Ihnen berichtet hat, wird uns vielleicht die Tür zum Vertrauen dieser Leute ein wenig weiter öffnen.«

Hauksberg nickte nachdenklich. »Mir scheint auch dieser Gefangene sehr wichtig zu sein. Ich will ihn sehen.«

»Was?« bellte Abrams. »Unmöglich!«

»Warum?«

»Wieso, das ist ...«

»Es liegt im Interesse meines Auftrags«, unterbrach Hauksberg kühl. »Ich muß darauf bestehen. Vielleicht liegt hier der Schlüssel zu etwas bei weitem Wichtigeren, nämlich zum Frieden.«

»Wie das?«

»Wenn Sie ihn so ausquetschen, wie Sie es nach meinem Gefühl vorhaben, werden Sie viel über seine Kultur erfahren. Es werden keine gesichtslosen Wesen mehr sein, sondern wirkliche Geschöpfe mit Sorgen und Wünschen. Wir können – das ist nicht undenkbar, wissen Sie – wir können diesen lokalen Rassenkrieg vielleicht abwenden. Friedensverhandlungen zwischen den Landleuten und ihren Nachbarn!«

»Oder zwischen Wölfen und Schafen?« versetzte Abrams ärgerlich. »Wie wollen Sie damit anfangen? In der Nähe unserer U-Boote lassen sie sich nicht blicken.«

»Fahren Sie mit den Schiffen der Eingeborenen auf See hinaus.«

»Dazu haben wir nicht die Leute. Es gibt wahrscheinlich keinen einzigen Menschen mehr, der weiß, wie man mit diesen Seglern umgehen muß, und das Segeln auf Starkad ist ohnedies eine besondere Sache. Wir sollten Leute von Kursoviki dazu bringen, daß sie mit uns zu Friedensverhandlungen fahren? Hah!«

»Flandry hier ist mit ihnen befreundet. Wie wäre es, wenn er sie fragte?«

»Oh!« Persis faßte Flandrys Arm. »Wenn Sie das könnten ...«

Er errötete und sagte, es wäre ihm ein Vergnügen. Abrams warf ihm einen düsteren Blick zu. »Nicht ohne Befehl, versteht sich«, sagte er grollend.

»Darüber werden wir uns noch unterhalten«, erklärte Graf Hauksberg. »Aber meine Herren, dies sollte ein zwangloser Abend sein. Vergessen wir die Geschäfte und nehmen wir uns des kalten Büfetts an, meinen Sie nicht?«

\*

In der Mitte eines großen, hell erleuchteten Raumes schwamm der Siravo oder Seetroll in einem Wassertank, umgeben von Apparaten und Meßinstrumenten.

Er war groß, zweihundertzehn Zentimeter lang und dick wie eine Robbe. Seine zäh und widerstandsfähig aussehende Haut war am Rücken tiefblau gefärbt, während der Bauch ein blasses Grünblau zeigte. Der Körperbau entsprach etwa dem, was man sich unter einer Kreuzung von Delphin und Robbe vorstellen könnte, aber die vorderen und hinteren Flossen waren Muskelgebilde von wunderbarer Vielseitigkeit, die auch als Greifwerkzeuge gebraucht werden konnten. Dem Rücken entwuchs eine fleischige Haifischflosse und hinter dem Kopf befanden sich an der Bauchseite zwei kurze, kräftige Arme mit je vier nagellosen Fingern. Der Kopf war massiv, mit stumpfer Schnauze, großen goldenen Augen und einem Mund, der Lippen hatte.

Als Hauksberg, Abrams und Flandry eintraten,

präsentierten die vier wachhabenden Marineinfanteristen ihre Gewehre. Die Techniker blickten von ihren Instrumenten auf und nahmen Haltung an.

»Rühren«, sagte Abrams. »Wie schaut es aus, Leong?«

»Ermutigend, Chef«, antwortete der diensttuende Wissenschaftler. »Die Auswertung der neurologischen Untersuchung und des Enzephalogramms ergibt, daß er mindestens eine halbintensive Behandlung mit der Hypnosonde ohne bleibende Schäden überstehen wird. In ein paar Tagen werden wir den Apparat soweit vervollkommen haben, daß er unter Wasser eingesetzt werden kann.«

Hauksberg ging an den Wasserbehälter. Der Schwimmer bewegte sich auf ihn zu. Ihre Blicke begegneten sich; es waren schöne Augen, die ihn aus dem Wasser ansahen. Hauksberg errötete und wandte sich um. »Wollen Sie dieses Geschöpf quälen?« fragte er streng.

»Eine kurze Behandlung mit der Hypnosonde ist nicht schmerzhaft, Graf«, sagte Abrams.

»Sie wissen, was ich meine. Psychologische Quälerei kann genauso schlimm sein, und das um so mehr, als er sich in den Händen fremder Wesen befindet. Ist Ihnen schon einmal der Gedanke gekommen, daß man mit ihm sprechen könnte?«

»Wir wissen nur wenig von seiner Sprache. Die frühen Expeditionen haben diese Rasse erforscht, aber das war in der Kimraigsee, wo jetzt die Merseier sind. Möglich, daß dort eine ganz andere Sprache gesprochen wird. Der kulturelle Hintergrund von unserem Freund hier ist uns völlig unbekannt. Und er hat sich bisher nicht gerade willig zur Zusammenarbeit gezeigt.«

»Würden Sie sich in seiner Lage anders verhalten?«

»Ich glaube nicht. Aber wir können nicht zuwarten, bis er sich eines Besseren besinnt. Seine Leute können eine größere Operation planen, vielleicht gegen Siedlungen auf dem südlichen Archipel. Oder er geht uns hier in diesem Becken ein. Wir glauben zwar, daß Lebensbedingungen und Nahrung geeignet für ihn sind, aber wer kann das wissen?«

Hauksberg machte ein finsternes Gesicht. »Sie werden jede Chance zerstören, seine Bereitschaft zur Zusammenarbeit zu gewinnen, von seinem Vertrauen ganz zu schweigen.«

»Für Verhandlungszwecke? Was haben wir an ihm verloren? Wir kennen seine Psyche nicht. Es kann gut sein, daß er auf erbarmungslose Behandlung eingestellt ist und nichts anderes erwartet. Wenn die Leute von Kursoviki mit kleinen Booten unterwegs sind und das Pech haben, diesen Meeresbewohnern zu begegnen, dann wissen sie, was die Stunde geschlagen hat. Unser Gefangener sieht hübsch aus, aber er ist weder mit Ihnen noch mit mir oder dem Landvolk verwandt.«

»Er denkt. Er fühlt. Und gerade der Umstand, daß er nichts Gutes von uns erwartet, kann uns helfen – wenn wir ihn anständig behandeln.«

»Ich weiß nicht. Was denkt und fühlt er? Ich weiß nur, daß er ein Säuger ist, obwohl er durch Kiemen atmet. Seine Lebensbedingungen sind uns völlig fremd.«

»Die Merseier kommen gut mit ihnen zurecht.«

Abrams nickte verdrießlich. »Sie haben sich Zeit genommen und alles gelernt, was wir nicht gelernt haben. Wir haben Versuche dieser Art unternommen, in Gebieten, die vom Konflikt bisher unberührt waren, aber die Merseier haben es jedesmal herausgebracht und die Sache



hintertrieben.«

»Wie haben sie es herausgebracht?« bohrte Hauksberg.  
»Durch Spione?«

»Nein, durch Überwachung. Wenn wir irgendwie Zugang zu ihrem aufgezeichneten Wissen über diese unterseeische Rasse bekommen könnten ...« Abrams brach ab und zog eine Zigarre aus der Brusttasche. Mit heftigen Bewegungen zündete er sie an.

Hauksberg lächelte. »Mißverstehen Sie mich nicht, Oberst. Ich versichere Ihnen, daß ich kein weinerlicher Idealist bin. Ich habe nur etwas dagegen, wenn jemand hingehht und jedes Ei in Sicht zerbricht. Großer Murks, das.« Er machte eine Pause. »Heute werde ich Sie nicht mehr belästigen. Aber ich möchte einen ausführlichen Bericht über dieses Projekt, heute abend noch, und regelmäßige Meldungen. Ich verbiete diese Hypnosondenbehandlung nicht kategorisch, aber ich werde keine Form der Quälerei oder Folter dulden. Und ich werde mich durch eigenen Augenschein vom Befinden des Gefangenen überzeugen.« Er wendete sich abrupt um. »Nein, nein danke, Sie brauchen mich nicht hinauszubegleiten. Guten Tag, die Herren.«

Die Tür fiel hinter seiner aristokratischen Eleganz ins Schloß. Abrams fluchte und zog sich mit Leong in eine Ecke zurück, wo sie mit gedämpften Stimmen diskutierten. Das Summen und Klicken der Maschinen erfüllte den Raum. Es war kalt. Flandry stand verloren da und starrte seinen Gefangenen an.

»Was grübeln Sie da?«

Flandry fuhr zusammen. Abrams war wie auf Katzenpfoten unbemerkt an seine Seite gekommen.

»Ich ... ich habe nachgedacht, Chef«, stammelte Flandry

errötend. »Hauks... ich meine, der Graf hatte recht. Sie überstürzen die Sache ein bißchen, nicht wahr?«

»Ich muß.«

»Nein«, widersprach Flandry ernst. »Entschuldigen Sie, aber wenn wir die Zletovarsee erkunden wollen, können wir es mit Tauchern und U-Booten tun. Den Gefangenen hier brauchen wir dazu nicht; wir sollten ihn studieren, das erscheint mir sinnvoller und auf lange Sicht nützlicher. Ich habe gelesen, was ich finden konnte, aber dieses Seevolk ist nach wie vor eine unbekannte Größe. Sie brauchen viel mehr Informationen, bevor Sie sicher sein können, daß irgendeine Form der Befragung zu Resultaten führen wird.«

Abrams betrachtete ihn unter zusammengezogenen Brauen durch eine Wolke Tabaksqualm. »Wollen Sie mir erzählen, wie ich meine Arbeit zu tun habe?« Seine Stimme klang mild.

»Nein, gewiß nicht. Ich – ich habe viel Respekt vor Ihnen.« Eine Erleuchtung flammte in ihm auf. »Chef! Sie haben mehr Informationen, als Sie zugeben! Eine direkte Leitung nach ...«

»Mund halten.« Die Stimme blieb leise, aber Flandry schluckte und nahm unwillkürlich Haltung an. »Kein Wort davon, verstanden?«

»Ja – jawohl, Chef.«

Abrams sah sich nach den anderen Männern um. Keiner von ihnen hatte mitgehört. »Junge«, murmelte er, »Sie setzen mich in Erstaunen. Wirklich. Sie sind als Aufklärerpilot nicht am richtigen Platz. Haben Sie schon mal an eine Versetzung zum Nachrichtendienst gedacht?«

Flandry biß sich auf die Lippen. »Los«, drängte Abrams. »Sagen Sie es Onkel. Warum gefällt Ihnen der Gedanke

nicht?«

»Es wäre – ich meine – nein, Chef, ich bin nicht geeignet.«

»Seien Sie ehrlich, Mann. Haben Sie was gegen mich? Mir macht es nichts aus, ein Hurensohn genannt zu werden. Ich habe meine Geburtsurkunde.«

»Also«, ermannte sich Flandry, »ich wollte sagen, daß es ein schmutziges Geschäft ist.«

»Hm. Sie meinen diese Sache hier, zum Beispiel?«

»Ja. Ich ... ich habe mir Gedanken gemacht«, stammelte Flandry. »Wissen Sie, ich hatte bei diesem Seegefecht keine Angst, und nachher sah es wie ein großartiger Sieg aus. Aber dann – dann sind mir die Toten eingefallen. Einer der Gefangenen wurde abgestochen wie ein Schwein. Und einer der Gestreiften brauchte zwei Tage zum Sterben. Wenn ich mir diesen hier ansehe – er weiß nicht einmal, was mit ihm geschehen wird!«

Abrams paffte eine Weile. »Alle Wesen sind Brüder, nicht wahr?« sagte er schließlich.

»Nun ja, nicht unbedingt, aber ...«

»Nicht unbedingt? Sie sollten es besser wissen. Sie sind es nicht! Nie gewesen. Sicher, der Krieg ist eine deprimierende Sache. Sicher, der Friede ist wunderbar. Aber man kann nicht immer Frieden haben, außer im Tod, und man kann schon gar keinen Frieden haben, der nicht auf allseitigem Interesse beruht, der sich nicht für alle Beteiligten auszahlt. Gewiß, das Imperium ist krank. Aber es ist unser Imperium. Es ist alles, was wir haben. Es wäre unverantwortlich, wollte man seine Liebe und Loyalität so dünn und gleichmäßig verteilen, daß für die wenigen Geschöpfe und Institutionen, denen man sie schuldig ist, nicht genug übrigbliebe. Sie sollten ein paar von den

Büchern lesen, die ich in meinem Quartier habe, hauptsächlich altes Zeug, Aristoteles, Juvenal, Machiavelli, Clausewitz und so. Aber das wird eine Weile dauern. Gehen Sie jetzt nach Hause und denken Sie über meinen Vorschlag nach.«

\*

»Hat der Fodaich meine Meldung nicht gelesen?« fragte Dwyr.

»Natürlich habe ich sie gelesen«, antwortete Runei. »Aber ich möchte Auskunft über gewisse Details. Warum haben Sie für den Einbruch keine bessere Gelegenheit abgewartet?«

»Die Wahrscheinlichkeit für eine solche Gelegenheit war nicht groß, Fodaich. Es ging bereits gegen Morgen zu. Jemand hätte mich anhalten können, und meine Antwort wäre notwendigerweise verdächtig gewesen. Mein Befehl lautete, daß jedes unnötige Risiko zu vermeiden sei.«

»Was ist mit der Patrouille, die Ihnen auf dem Rückweg begegnet ist? Hat man Sie gesehen?«

»Wohl kaum, Fodaich. Es war im dichten Wald, und sie feuerten blindlings um sich, als ich ihren Anruf nicht beantwortete. Sie werden nur eine undeutliche Gestalt gesehen haben.«

Runei seufzte. »Nun, es war ein Versuch, und Sie haben Ihre Sache gut gemacht. Aber ich fürchte, wir können Sie auf Starkad nicht mehr einsetzen, nachdem Abrams Sie gesehen hat.«

»Ich hoffe, man läßt mich in Ehren weiterdienen«, sagte Dwyr. »Noch etwas, Fodaich: Während ich in Highport war, beobachtete ich von weitem einen Vorgang, der Sie

vielleicht interessiert. Abrams ging mit einem Zivilisten, der mehrere Begleiter bei sich hatte, in angeregter Unterhaltung die Straße entlang. Ich vermute, der Zivilist war der kaiserliche Abgesandte.«

Runei nickte. »Der von hier aus nach Merseia geht. Haben Sie etwas von ihrem Gespräch auffangen können?«

»Der Geräuschpegel war sehr hoch, Fodaich, aber mit Hilfe meines Verstärkers konnte ich ein paar Wortfetzen verstehen. Danach habe ich den Eindruck, daß Abrams ihn nach Merseia begleiten wird. In diesem Fall sollten wir Abrams besonders gut beobachten.«

Runei rieb sich das Kinn. »Ja, das ist eine Möglichkeit. Halten Sie sich für eine baldige Abreise bereit.«

Dwyr salutierte und ging. Runei saß allein unter dem surrenden Ventilator. Nach einer Weile nickte er vor sich hin, holte das Schachbrett hervor und überlegte seinen nächsten Zug. Ein Lächeln spielte um seine Lippen, als er eine Verbindung mit Abrams verlangte.

## 5.

Flandry war in Ujanka. Der Haupthafen von Kursoviki lag in einer weiten, von Hügeln eingerahmten Bucht an der Mündung des Pechanikiflusses. Im Westen des Flusses befanden sich Hauptquartier und Verwaltungsgebäude der Schwesternschaft. Im Norden sprengelten die Häuser der Reichen das Hügelland, Villen mit ausgedehnten Gärten. Aber trotz ihres Ranges – sie war nicht nur Kapitän der »Archer«, sondern auch am Besitz der gesamten Flotte beteiligt und gehörte der Schwesternschaft als Sprecherin in Fragen der Handelsschifffahrt an – lebte Dragoika im alten Stadtteil östlich des Flusses.

»Hier haben meine Mütter seit Gründung der Stadt gelebt«, erzählte sie ihrem Gast. »Zu viele Erinnerungen hängen an diesem Haus, als daß ich es aufgeben könnte.« Sie machte eine umfassende Gebärde, die den ganzen Raum einschloß, einen Raum, der in seiner schon grotesken Überfülle an ein altmodisches Museum erinnerte. Tierfelle, Teppiche, Möbel, Bücher, Waffen, Bronzevasen und -kandelaber, Seemuscheln, Gläser und Erinnerungsstücke aus anderen Ländern ließen kaum genug Platz, daß man sich setzen konnte.

Flandry trat an ein Fenster. Der Raum befand sich in der dritten Etage. Unten wand sich eine schmale, mit runden Steinen uneben gepflasterte Gasse zwischen den verschachtelten Häusern zum Hafen hinunter. Zwei Männer mit gezogenen Schwertern patrouillierten mit federnden Schritten am Haus vorbei. Irgendwo pochten gedämpfte Trommelschläge. Es war sonnig, und ein kalter Wind fegte die Dächer. Iguraz, ein stattlicher alter Mann,

der Flandry hergeführt hatte und der als eine Art Hausmeister zu fungieren schien, zupfte ihn am Ärmel, und Flandry folgte dem Beispiel seiner Gastgeberin und ließ sich auf einem geschwungenen Diwan nieder.

»Ich verstehe euch Leute nicht«, sagte Dragoika. »Es ist gut, dich wiederzusehen, Dommaneeek, aber ich verstehe dich nicht. Was ist gegen einen Kampf einzuwenden? Dann und wann muß man es wagen. Und nun, nachdem wir die vaz-Siravo besiegt haben, kommst du her und redest, wir sollten Frieden mit ihnen machen!«

»Man hat mir befohlen, die Idee vorzutragen«, erwiderte Flandry unbehaglich.

»Aber sie gefällt dir selbst nicht, wie?« fragte Iguraz. »Warum sprichst du dann davon?«

»Würdet ihr eine Befehlsverweigerung dulden?« fragte Flandry.

»Nicht auf See«, gab Dragoika zu. »Aber an Land ist es anders.«

»Nun, für uns ist die Situation hier wie auf See«, murmelte Flandry.

»Warum erledigt ihr nicht die vaz-Siravo für uns, wenn ihr so mächtig seid?« fragte Ferok.

Dragoika überraschte Flandry dadurch, daß sie für ihn antwortete. »Keine solchen Reden! Wir wollen die Ordnung der Welt nicht durcheinanderbringen.« Zu Flandry gewandt fuhr sie fort: »Die Schwesternschaft will den vaz-Siravo nicht übel. Sie müssen wie andere gefährliche Tiere auf Distanz gehalten werden. Wenn sie uns in Ruhe ließen, gäbe es keinen Grund zum Kämpfen.«

»Vielleicht denken die vaz-Siravo genauso«, sagte Flandry. »Seit eure Leute sich der Seefahrt und der Fischerei zugewandt haben, macht ihr ihnen

Schwierigkeiten.«

»Die Meere sind weit. Sollen sie sich von unseren Inseln fernhalten, und alles ist gut.«

»Das können sie nicht. Die Sonne bringt das Leben hervor, auch im Wasser, und darum sind sie zur Ernährung auf die flachen Küstengewässer angewiesen. Außerdem fährt ihr weit hinaus, um Schleppnetzfisherei zu betreiben und große Fische zu jagen, vom Abernten der Algenfelder gar nicht zu reden. Sie brauchen diese Dinge auch.« Flandry brach ab, wollte sich durchs Haar fahren und stieß gegen seinen Helm. »Ich selbst bin nicht gegen einen Frieden in der Zletovarsee. Was kann es schaden, mit den vaz-Siravo zu verhandeln?«

»Wie willst du das machen?« konterte Iguraz. »Jeder Toborko, der zu ihnen hinabtauchte, wäre ihre Beute. Sie würden ihn töten, bevor er zum Reden käme.«

»Sei still«, befahl Dragoika. »Ich habe dich mitkommen lassen, weil du die Schiffsliste hast, und Ferok, weil er Dommaneeks Freund ist. Aber solche Gespräche sind Frauensache.«

Die Getigerten nahmen den Tadel gutmütig hin. »Die Verhandlungsdelegation würde aus meinen Leuten bestehen«, erläuterte Flandry seinen Plan, »aber wir wollen das Seevolk nicht unnötig beunruhigen, und deshalb können wir keins von unseren Fahrzeugen benutzen. Also bitten wir euch um Schiffe. Es müssen drei oder vier sein, damit Angreifer abgeschreckt werden. Natürlich müßte die Schwesternschaft alle etwa ausgehandelten Friedensbedingungen akzeptieren.«

»Das ist nicht so einfach«, meinte Dragoika. Sie rieb sich das dreieckige Kinn. »Eine allgemeine Regelung würde die Interessen vieler Völker der vaz-Siravo



berühren. Immerhin ... ein lokaler Waffenstillstand ... hm, ich müßte mit den übrigen Mitgliedern der Schwesternschaft darüber reden.«

Und dann kam ein Hornsignal vom Hafenkastell. Metallisch und dröhnend, von Blasebälgen erzeugt, heulte es über die Stadt, daß die Hügel ein vielfaches Echo zurückwarfen. Vögel erhoben sich in Schwärmen aus den Baumwipfeln.

Ferok sprang auf, riß Schwert und Schild an sich und raste zur Tür hinaus, bevor Flandry wußte, was geschah. Iguraz hob seine schwere Streitaxt auf. Dragoika lauschte mit finsterer Miene.

»Ein Angriff?« rief Flandry zwischen zwei Hornstößen. »Aber das ist doch unmöglich!«

Er wußte, daß die Bucht zum Meer hin durch eine Reihe alter Schiffe abgesperrt war, die dort verankert und untereinander durch Ketten verbunden lagen. Selbst wenn Unterwasserschwimmer durch die bewachte Sperre kämen, hätten sie bis zum Hafen noch zwei bis drei Kilometer zurückzulegen. Natürlich konnten sie außerhalb der Stadt an irgendeiner Uferstelle an Land gehen und auf ihren halbmechanischen Beinen durch das Hinterland oder die Küste entlang gegen die Stadt marschieren. Aber das erschien Flandry im höchsten Maß unwahrscheinlich. Auf dem Land wären sie zu unbeholfen und den Einheimischen von vornherein unterlegen. Ujanka hatte seit Hunderten von Jahren keinen Krieg gesehen, und die Angriffe früherer Zeiten waren von anderen Landbewohnern ausgegangen ...

»Gehen wir hinauf«, sagte Dragoika ruhig und erhob sich. »Von oben haben wir einen besseren Überblick.« An der Tür hängte sie sich ohne erkennbare Hast ein Schwert über die Schulter; erst jetzt sah Flandry, daß ihre prächtige

Rückenmähne gestäubt war.

Er folgte ihr in eine Diele, die von einer drei Meter hohen Steinskulptur beherrscht wurde. Im Hintergrund führte eine Wendeltreppe aufwärts. Seine Schultern kratzten an den Wänden. Hinter ihm schnaufte Iguraz.

Sie waren noch nicht halb oben, als ein dumpfes Krachen in die dunkle Enge hereindrang. Das ganze Haus schwankte. Dragoika strauchelte und fiel zurück. Flandry fing sie auf. Unter dem samtweichen Pelz war ihr Körper wie Stahl. Draußen polterte und prasselte es wie einstürzendes Mauerwerk.

Sie kamen auf dem Turm des Hauses ans Licht, als eine zweite Detonation erfolgte. Flandry rannte an die Mauerbrüstung und überblickte die steilen roten Ziegeldächer. Die Enden der Dachbalken waren mit reichem Schnitzwerk geschmückt. Köpfe von mythischen Ungeheuern wechselten mit Blumenmotiven ab. Flandrys Blick überflog die dichtgedrängten Dächer der Altstadt, die Hügel, smaragdgrün mit weiß hineingetupften Villen, das Hafenkastell – und dann sah er die Rauchsäule.

»Dort!« schrie Ferok, mit dem ausgestreckten Arm auf das Meer hinausweisend. Flandry blinzelte ins Sonnenlicht, das auf dem Wasser der Bucht tanzte. Drei oder vier der Sperrschiffe standen in Flammen, aber mehr sah er nicht.

Dragoika hatte die Plane von einem kleinen Teleskop genommen, das in der Mitte der Plattform auf einen Sockel montiert war. Flandry stellte sich neben sie und wartete, bis sie ihn ans Okular ließ.

Wo die Bucht sich zum Meer hin weitete, schwamm ein länglicher dunkler Körper wie ein Wal zwischen den gischtenden Schaumkronen. Seine Haut war aus Metall, und mittschiffs entragte ihm ein Turm. Flandry glaubte

Gestalten zu sehen, die aus dem offenen Turmluk kletterten und hinter der Brustwehr hin und her liefen. Auf dem Vorschiff und achtern waren zwei niedrigere Türme, flach und abgerundet und mit je einem Geschütz bestückt. Während er beobachtete, spuckte einer der Geschütztürme Feuer. Einen Augenblick später stieg eine weiße Staubwolke aus der hohen, zinnenbekrönten Wand des Hafenkastells. Ein Teil der Mauer brach herunter und begrub den Kai und eins der dort liegenden Schiffe unter sich. Einer der beiden Masten brach, der Rumpf bekam Schlagseite und sackte plötzlich auf den Grund des Hafenbeckens ab, daß nur noch der Heckaufbau aus dem Wasser ragte. Wie ein Donnerschlag rollte die Explosion über die Stadt.

»Teufel!« murmelte Flandry. »Ein richtiges U-Boot!«

Was er im Teleskop sah, hatte nichts mit dem primitiven Wasserfahrzeug gemeinsam, das er von Bord der »Archer« gesehen hatte. Dies hier war Merseierarbeit, wahrscheinlich mit Nuklearantrieb und sicherlich von Merseiern bedient. Es konnte nicht länger als dreißig Meter sein und war offensichtlich hier auf Starkad zusammengebaut worden. Seine großkalibrigen Geschütze verschossen normale Sprenggranaten, aber in dieser dichten Atmosphäre waren die Druckwellen stark genug, um eine Stadt niederzulegen.

»Wir werden verbrennen!« schrie FeroK.

Auf diesem Planeten schämte sich niemand seiner Angst vor einer Feuersbrunst. Flandry verstand es. Die mit Sauerstoff übersättigte Atmosphäre gab jedem Feuer überreichlich Nahrung. Zwar gab es nur noch wenige Holzhäuser, aber auch die steinernen Bauten hatten ausnahmslos hölzerne Decken und Dachstühle. Am

meisten gefährdet aber waren die Schiffe, in denen sich Ujankas Reichtum und Macht verkörperten. Und auf sie schien der Gegner es abgesehen zu haben.

Dragoika hatte denselben Gedanken. Sie spähte über den Fluß landeinwärts, wo das Regierungsgebäude der Schwesternschaft seine grüne Kupferhaube weithin sichtbar über die Dächer reckte. Ihre Mähne flatterte wild im Wind. »Warum läuten sie die Mannschaften nicht zu den Schiffen?« Sie drehte sich nach Flandry um. »Das Gesetz sagt, daß, wenn die Schiffe in Gefahr sind, alle Mannschaften an Bord gehen und auslaufen müssen. Aber heute haben sie es vielleicht vergessen und sind in Panik geraten. Sonst müßten sie längst an den Glockensträngen hängen.«

Sie wendete sich ab. »Ich muß selbst hingehen. Ferok, du sagst den anderen an Bord, sie sollen mit der ›Archer‹ auslaufen und nicht auf mich warten.«

Flandry hielt sie fest. »Verzeihung«, sagte er, wie er ihr zorniges Gesicht sah. »Sollten wir nicht zuerst einen Anruf versuchen?«

»Anruf ...? Ja, du hast ihnen ein Radio gegeben, nicht? Mein Gehirn ist verwirrt.«

Weitere Granaten schlugen im Hafengebiet ein. Drei auf der Reede ankernde Schiffe brannten lichterloh. Flandry hob das linke Handgelenk mit dem kleinen Funksprechgerät an die Mundöffnung des Helms und stellte es auf die Wellenlänge der Schwesternschaft ein. Er hatte nur wenig Hoffnung, daß am anderen Ende jemand wartete. Als sich eine weibliche Stimme meldete, seufzte er erleichtert. Die Worte kamen wie Grillengezirp aus dem winzigen Lautsprecher: »Ai-ya, gehörst du zu den vaz-Terranern? Ich konnte keinen von euch erreichen.«

Kein Wunder, dachte Flandry. Er konnte die Baracken in den Hügeln nicht sehen, aber konnte sich um so lebhafter vorstellen, wie es dort aussah. Vermutlich jammerten sie auf allen Wellenlängen um Hilfe vom Stützpunkt. Es waren nur fünfzehn oder zwanzig Marineangehörige dort, Ingenieure und Techniker, die den Landbewohnern als Ausbilder und Berater den Umgang mit modernem Kriegsgerät beibrachten. Seines Wissens standen der Ujanka-Ausbildungsabteilung an transportablem Gerät nur Handfeuerwaffen und ein paar unbewaffnete Kuriermaschinen zur Verfügung.

»Warum ist kein Alarm geläutet worden?« fragte Flandry, als hätte er die Gesetze sein Leben lang gekannt.

»Niemand hat gedacht, daß ...«

Dragoika nahm Flandrys Handgelenk und hielt es vor ihren Mund. »Dann wird es Zeit, daß ihr zu denken beginnt! Ich sehe noch kein Schiff auslaufen!«

»Wenn dieses Ding draußen auf sie wartet?«

»Verstreut sind die Schiffe sicherer als im Hafen«, sagte Dragoika. »Gebt sofort das Zeichen.«

»Wird gemacht. Aber wann kommen die vaz-Terraner?«

»Bald«, sagte Flandry und schaltete auf die Standard-Wellenlänge um.

»Ich gehe jetzt«, sagte Dragoika.

»Nein, warte bitte. Ich werde vielleicht deine Hilfe brauchen.« Flandry betätigte den Signalknopf mit zitternder Fingerspitze. Sein Mikrogerät konnte Highport nicht erreichen, aber vielleicht gelang es ihm, jemanden von der Ujanka-Station zu erreichen, wenn die Leute dort auf das Signallicht achteten ... Es heulte und krachte in der Nähe. Die Druckwelle der Explosion warf ihn gegen die steinerne Brüstung. Der Aussichtsturm schwankte

bedrohlich.

»Ujanka-Station, Leutnant Kaiser.«

»Hier Fähnrich Flandry. Ich bin in der Altstadt. Haben Sie gesehen, was draußen vor der Bucht liegt?«

»Klar. Ein U-Boot.«

»Ist Hilfe unterwegs?«

»Nein.«

»Was? Aber das Ding wird die Stadt in Brand schießen, wenn wir nichts unternehmen!«

»Guter Mann, hören Sie zu«, seufzte die Stimme. »Ich habe eben mit dem Hauptquartier gesprochen. Eine Luftflotte unserer grünhäutigen Freunde hängt in der Stratosphäre, direkt über unseren Köpfen. Unsere Maschinen werden gebraucht, um Highport abzuschirmen. Sie können nicht eingreifen. Soviel ich weiß, versucht Admiral Enriques gerade, einen geharnischten Protest an den Mann zu bringen.« Die Stimme gluckste amüsiert.

»Da kann man nichts machen. Sehen Sie eine Möglichkeit, selbst etwas zu unternehmen?«

»Bedaure, Fähnrich. Das Hauptquartier hat uns ein paar Transportmaschinen versprochen, die zur Brandbekämpfung Chemikalien versprühen können. Sie müssen in einer halben Stunde oder so hier sein. Wo stecken Sie genau? Ich lasse Sie von einer Kuriermaschine abholen.«

»Ich habe meine eigene«, antwortete Flandry. »Bleiben Sie auf Empfang.« Er schaltete ab. Vom anderen Flußufer drangen hohe und gellende Glockentöne herüber.

»Was ist?« fragte Dragoika ungeduldig.

Er versuchte es ihr zu erklären.

Sie ließ die Schultern hängen, dann straffte sich ihre Haltung erneut. »Wir werden nicht kampfflos untergehen.

Wenn ein paar Schiffe mit Deckskanonen nahe genug herankommen ...«

»Das wäre Selbstmord«, unterbrach Flandry. »Dieses U-Boot würde euch niemals bis auf Schußweite herankommen lassen.«

»Ich werde es trotzdem versuchen.« Dragoika erfaßte seine Hand und lächelte. »Leb wohl. Vielleicht sehen wir uns in einem anderen Land wieder.«

»Nein!« Es platzte aus ihm heraus, er wußte selbst nicht, warum. Seine Pflicht war, sich selbst für künftige Aufgaben zu schonen, und seine natürliche Neigung war damit identisch. Aber er konnte diese Leute, die ihn gerettet hatten, nicht im Stich lassen.

»Kommt mit zu meiner Maschine«, sagte er.

Ferok starrte ihn an. »Ich? Fliehen?«

»Wer hat vom Fliehen gesprochen? Ihr habt Gewehre im Haus, nicht? Die brauchen wir, und ein paar Helfer.«

Minuten später betraten sie die Gasse. In Flandrys Gürtel steckte neben der Strahlpistole ein Revolver. Die drei Getigerten trugen Gewehre, und Dragoika hatte sich zusätzlich eine erbeutete Maschinenpistole umgehängt.

Dragoika übernahm die Führung durch das Gassengewirr der Altstadt zum Hafenkastell. Aufgeregte Mengen drängten durch die Straßen. Artilleriebeschuß war den Einwohnern unbekannt, und keiner kam auf den Gedanken, in Deckung zu gehen, wenn die Granaten heranheulten. Aber es war keine blinde Panik, die die Leute umtrieb. Matrosen mit geschulterten Seesäcken rannten zum Hafen hinunter, andere Einwohner hatten sich mit Schwertern und Lanzen bewaffnet und drängten gleichfalls zum Ufer, um einen vermuteten Angriff abzuwehren.

Als sie das Hafenkastell schon vor sich sahen, schlug in

der Nähe eine Granate ein. Der Luftdruck schleuderte Flandry in den offenen Laden eines Stoffhändlers, wo er sich halb betäubt aus den durcheinandergeworfenen Stoffballen aufrappelte und ins Freie wankte. Sechs oder sieben Körper lagen blutend in der Gasse. Eine eingestürzte Hauswand versperrte den Durchgang mit Schutt.

Dragoika taumelte auf Flandry zu. Ihr gestreiftes Fell war grau vom Steinstaub und mit schwärzlichem Blut beschmiert. »Bist du verletzt?« schrie Flandry durch den Lärm.

»Hat nichts zu sagen. Weiter.« Ferok schloß sich ihnen an. Iguraz lag mit zerschmettertem Schädel auf dem Pflaster. Flandry hob die herumliegenden Waffen des Toten auf und gab sie Ferok.

Als sie das Hafenkastell erreichten, torkelte Flandry. Er schleppte sich in den Vorhof, setzte sich neben seine Maschine und schnappte nach Luft. Dragoika rief die Männer aus der Wachstube zusammen und bewaffnete sie. Flandry beschäftigte sich mit seiner Pumpe. Die Hitze in seinem Helm war unerträglich. Nach einer Weile machte sich der verstärkte Luftdruck in seinem Helm bemerkbar; seine gequälten Trommelfelle schmerzten, aber der zusätzliche Sauerstoff gab ihm etwas von seiner alten Vitalität zurück.

Sie drängten sich in die Maschine. Es war ein kleiner Flitzer mit vier Plätzen, aber Dragoika stopfte mindestens zehn ihrer Gefolgsleute hinein, bevor sie mühsam die Tür hinter sich schloß. Flandry saß eingezwängt auf dem Pilotensitz. Er startete, und die überladene Maschine hob schwerfällig ab. Er hielt sie niedrig, gerade so, daß er der Menge auf dem Vorplatz nicht die Köpfe abrasierte. Erst als er Bäume zwischen sich und der Bucht hatte, ließ er die



Maschine etwas steigen.

»Du fliegst in die falsche Richtung!« protestierte Dragoika.

»Natürlich«, sagte Flandry. »Ich möchte die Sonne im Rücken haben.«

Sie verstand, aber die anderen begriffen nicht. Sie kauerten neben- und übereinander, befeingerten ihre Waffen und starrten mit ängstlicher Faszination aus den Kabinenfenstern. Flandry hoffte, daß ihre erste Flugreise sie nicht demoralisieren würde.

»Wenn wir landen«, sagte er laut, »springt jeder hinaus, so schnell er kann. Auf dem Deck werdet ihr Luken finden. Die müßt ihr als erstes erobern und offenhalten. Sonst kann das Boot tauchen und euch ertränken.«

»Dann werden ihre Kanoniere auch ertrinken«, sagte Dragoika.

»Sicher haben die Geschütztürme direkte Verbindung mit dem Innern.« Flandry schluckte. »Wir dürfen unser Risiko nicht noch größer machen, als es schon ist.« Erst jetzt ging ihm das Unsinnige seines Tuns auf. Wenn die Merseier ihn nicht beim Anflug herunterholten und ihm die Landung wider Erwarten gelang, blieb er ihnen immer noch hoffnungslos unterlegen. Am liebsten wäre er umgekehrt. Doch er konnte es nicht – nicht in Gegenwart dieser Wesen. Beim Überfliegen der Küste zog er die Maschine in einem weiten Bogen nach Südwesten und gab Vollgas. Sie rasten im Tiefflug über das Wasser. Eine Bö überschüttete die Maschine mit Gischt. Das U-Boot lag grau und drohend vor ihnen.

»Dort!« schrie Dragoika, nach Süden zeigend. Die See kochte vom Schlag unzähliger Flossen. Fischbespannte Katapultboote tauchten an die Oberfläche empor, so weit

das Auge reichte.

Eine Kugel durchschlug den Rumpf der Maschine. Niemand wurde verletzt, aber man hatte sie gesehen.

Einen Augenblick später schwebte er über dem Deck und ließ die Maschine mit ausgefahrenem Fahrwerk absinken. Ein heftiger Stoß zeigte an, daß sie aufgesetzt hatte. Dragoika hatte die Tür schon aufgestoßen; nun stürzte sie hinaus und führte ihre Krieger zum Angriff.

Flandry saß unbeweglich und wartete. Es waren die schlimmsten Sekunden, Augenblicke der Ungewißheit und der Gefahr. Auf dem Kommandoturm standen vier Merseier in schwarzen Helmen und Uniformen. Was hinter dem Turm auf dem Achterdeck vorging, konnte Flandry nicht sehen. Die Männer auf dem Turm waren mit Strahl- und Maschinenpistolen bewaffnet. Die Luft war vom Geratter und den grellen Blitzen der Waffen erfüllt. Dragoika wälzte sich behende über das Deck zur nächsten Luke und feuerte im Liegen mit der Maschinenpistole. Weißglühende Flammenzungen leckten nach ihr. Flandry hockte unter dem Armaturenbrett seiner von Kugeln durchsiebten Maschine und feuerte seine Strahlpistole aus der Türöffnung auf den Kommandoturm ab, um die hinausspringenden Krieger zu decken. Als der letzte der Getigerten draußen war, startete Flandry die Maschine senkrecht. Sein Glück war ihm treu geblieben; sie war beschädigt, aber nicht flugunfähig. Er zog sie in einem Bogen scharf herum und feuerte aus der offenen Tür von oben in den Kommandoturm. Die Merseier schossen zurück, aber er saß halbwegs geschützt und bewegte die Maschine in wilden Kreisen um das U-Boot. Beim dritten Anflug sah er im Kommandoturm nur noch Tote oder Kampfunfähige.

Eine Explosion erschütterte die Maschine. Der Motor starb, und Flandry fühlte sich wie von einer Riesenfaust fünf oder sechs Meter tiefer auf das Deck geschleudert. Als er zu sich kam, konnte nicht mehr als eine Minute vergangen sein. Auf Händen und Knien kroch er aus dem zerplatzten Rumpf der Maschine, die wie ein erschlagenes Insekt am Kommandoturm klebte, zog sich an der Brustwehr empor und schwang sich hinüber. Die sechs oder sieben noch lebenden Getigerten hatten den vorderen Geschützturm erobert und benützten ihn als Deckung. Aber aus der Luke im Achterdeck krabbelten Verstärkungen, drei oder vier Merseier, um den Kommandoturm zu stürmen. Flandry schoß sie nieder. Auch das Turmluk stand offen, war aber von den Körpern der Gefallenen blockiert.

Er hörte nichts mehr. Eine merkwürdige Stille trat ein, unterbrochen nur vom Klatschen des Wassers und dem leisen Stöhnen eines sterbenden Merseiers auf dem Achterdeck. Sie hatten es geschafft.

Aber es war keine Zeit zu verlieren. Flandry erhob sich. Eine Kugel knallte unmittelbar vor ihm gegen die Brustwehr des Kommandoturms. »He! Ihr Idioten, nicht schießen! Ich bin es! Dragoika, bist du am Leben?«

»Ja.« Sie erhob sich hinter dem Geschützturm. »Was nun?«

»Seht zu, daß zwei oder drei von euch nach achtern kommen und das zweite Geschütz nehmen. Ich gebe ihnen Feuerschutz.«

»Wir werden die Ratten aus ihrem Loch holen!« erklärte Dragoika.

»Nichts da! Keinen Unfug!« rief Flandry ärgerlich. »Seid froh, daß wir sie so in Schach halten können.«

»Und du«, schrie Dragoika ekstatisch, »du kannst mit

diesen Kanonen auf die vaz-Siravo schießen!«

Flandry schüttelte den Kopf. Er fühlte sich zerschlagen. »Ich kenne mich mit den Dingen nicht aus, und sie sind zu schwer, als daß ich sie allein bedienen könnte.«

Er hob sein Funksprechgerät an den Mund und drückte den Signalknopf. Wenn die Marineleute von Ujanka politische Bedenken hatten, das Boot mit anästhetischem Gas vollzupumpen und als Prise zu übernehmen, würde er es selbst zum Sinken bringen. Aber man würde die Gelegenheit nützen. Erfolge pflegen keine Kriegsgerichtsverfahren nach sich zu ziehen ...

## 6.

Runei lehnte sich zurück, ein entspanntes Lächeln auf dem hageren, blaßgrünen Gesicht. »Sie kennen den Standpunkt meiner Regierung, Graf Hauksberg«, sagte er. »Das Seevolk ist souveräner Herr über die starkadische Hochsee. Günstigstenfalls könnte man den Schiffen des Landvolks das Recht auf einen begrenzten Transitverkehr zubilligen – vorausgesetzt, die Führer des Seevolks stimmen einer solchen Regelung zu. Wenn Flugmaschinen fremder Herkunft ohne Einwilligung des Seevolks in seinen Luftraum eindringen, so handeln sie damit auf eigene Gefahr. Sie klagen uns der Eskalation an? Offen gestanden glaube ich, bemerkenswerte Zurückhaltung gezeigt zu haben, als ich meiner Luftflotte nach Ihrem Angriff auf ein U-Boot Merseias keinen Einsatzbefehl gab.«

Hauksberg erwiderte das Lächeln. »Ich hoffe, Sie nehmen mir ein offenes Wort nicht übel, Kommandant«, sagte er. »Vermutlich hat die Tatsache, daß unsere Luftstreitkräfte in einem solchen Fall in den Kampf eingegriffen hätten, zu Ihrer Zurückhaltung beigetragen.«

Runei zuckte die Achseln. »Wer hätte in einem solchen Fall Eskalation betrieben?«

»Sie, weil Sie ein Unterseeboot samt Besatzung gegen eine Stadt des Landvolks eingesetzt haben. Durch diese Tat haben Sie Ihren Planeten direkt in die Auseinandersetzungen eingeschaltet.«

»Es war eine Vergeltungsaktion, verehrter Graf Hauksberg, und nicht von Seiten Merseias, sondern von Seiten des Sechspunkts von Zletovar, der ausländische Freiwillige einsetzte, die vorübergehend vom Dienst in

ihren regulären Einheiten beurlaubt waren. Ihre Vertreter, Graf Hauksberg, sind es, die seit langem die Doktrin verkünden, daß begrenzte Vergeltung kein casus belli sei.«

Hauksberg blickte düster auf seine Fingernägel. Weil er für das Imperium sprach, konnte er nicht gut seine entschiedene Mißbilligung dieser Doktrin zum Ausdruck bringen. »Das reicht weit in unsere Geschichte zurück«, sagte er. »Bis in die Ära der internationalen Kriege. Heutzutage wenden wir diese Doktrin nur noch an, um unseren Leuten in abgelegenen Teilen des Raumes im Falle von Konflikten einige Handlungsfreiheit zu geben. Vielleicht ließe sich ihre Abschaffung arrangieren, wenigstens zwischen Ihrer Regierung und meiner. Aber das setze als Gegenleistung entsprechende Garantien voraus.«

»Über solche Fragen kann ich leider nicht befinden, aber Sie werden in Merseia Gelegenheit haben, eine Vereinbarung vorzuschlagen, wenn Sie dies wünschen. Was mich angeht, so möchte ich in erster Linie die Freilassung aller Gefangenen erreichen, die sich in Ihrem Gewahrsam befinden.«

»Ich weiß nicht, ob es Überlebende gegeben hat«, sagte Hauksberg. Er wußte recht gut, daß es Gefangene gab und daß Abrams eher seinen Dienst quittieren würde als diese Gefangenen ohne Befragung einfach freizulassen. Und er vermutete, daß Runei es ebenfalls wußte. Eine peinliche Situation. »Ich werde mich erkundigen, wenn Sie es wünschen, und die Freilassung anordnen.«

»Danke«, sagte Runei trocken. »Ich möchte keine militärischen Geheimnisse von Ihnen erfahren, aber was wird die nächste Aktion Ihrer Verbündeten sein?«

»Es sind nicht unsere Verbündeten. Das Imperium führt keinen Krieg.«

»Ersparen Sie mir Ihre Sophistik«, schnaubte Runei. »Ich warne Sie, wie ich schon Admiral Enriques gewarnt habe, daß Merseia nicht müßig zusehen wird, wie die Aggressoren zerstören, was Merseia geschaffen hat, um das Los des Seevolkes zu verbessern.«

»Tatsächlich«, sagte Hauksberg beiläufig, »versuchen wir die Leute von Kursoviki zurückzuhalten, seit der Angriff auf Ujanka abgeschlagen worden ist. Sie schreien nach Vergeltung, aber wir haben sie zu Friedensverhandlungen überredet.«

Runeis Backenmuskeln hüpfen, und er saß eine halbe Minute lang still. »Tatsächlich?« fragte er dann mit ausdrucksloser Stimme.

»Tatsächlich«, bestätigte Hauksberg. »Eine Flotte wird in Kürze auslaufen. Man wird Sie noch offiziell verständigen, aber ich kann Ihnen schon jetzt sagen, daß diese Flotte nur kämpfen wird, wenn man sie angreift. Ich vertraue darauf, daß keine Ihrer sogenannten Freiwilligen an Gewalttätigkeiten teilnehmen werden. Wir wollen nichts als über einen Waffenstillstand diskutieren, um so das Fundament für einen dauerhaften Frieden zu legen.«

Runei sagte nichts.

»Unsere Informationen über die Meeresbewohner sind nicht sehr reichhaltig«, fuhr Hauksberg fort, »und natürlich werden wir nicht gleich mit dem kindlichen Vertrauen unserer Verhandlungspartner rechnen können. Darum wäre es sehr hilfreich, wenn Sie den – wie sagten Sie – Sechspunkt von Zletovar drängen würden, daß er unsere Delegation empfängt und sie anhört.«

»Eine gemischte Kommission ...«

»Noch nicht, Kommandant, noch nicht, bitte. Es wird sich um nichts als einleitende Gespräche handeln,

Gespräche rein informeller Art.«

»Was Sie meinen«, sagte Runei unbewegt, »ist, daß Admiral Enriques keine Leute zu Verhandlungen schicken will, an denen Merseier teilnehmen.«

»Nein, nein. Nichts so Unfreundliches. Nichts als der Wunsch, Komplikationen zu vermeiden. Wir haben nichts dagegen, wenn Sie sich vom Seevolk über unsere Verhandlungen auf dem laufenden halten lassen. Aber wir müssen wissen, woran wir bei ihnen stehen; tatsächlich müssen wir sie viel besser kennenlernen, bevor wir vernünftige Lösungsvorschläge machen können. Und Sie weigern sich bedauerlicherweise, uns in Ihre Unterlagen Einblick zu gewähren.«

»Ich bin an meine Befehle gebunden«, sagte Runei.

»Gewiß. Auf beiden Seiten wird man die Politik ändern müssen, wenn man eine nennenswerte Zusammenarbeit anstrebt oder sogar gemischte Kommissionen einrichten will. Das ist ein grundsätzliches Problem, und es gehört zu den Gründen meiner Reise nach Merseia. Keine der beiden Regierungen kann diesen Konflikt über Nacht aus der Welt schaffen. Aber wir können einen Anfang machen, Sie und wir. Wir halten das Landvolk zurück, Sie das Seevolk. Bis auf weiteres werden in der Zletovarsee und dem dazugehörigen Luftraum keine militärischen Operationen durchgeführt. Ich bin überzeugt, daß soviel in Ihrer Macht steht.«

»Richtig«, erwiderte Runei. »Aber die Eingeborenen könnten anderer Meinung sein. Wenn eine der beiden Parteien sich für militärische Aktionen entscheidet, bin ich dem Seevolk zur Hilfeleistung verpflichtet.«

Hauksberg betrachtete sein Gegenüber aufmerksam. Er mußte von der Annahme ausgehen, daß der andere es



ehrlich meinte, daß auch er eine friedliche Regelung suchte, bevor die Entwicklung beiden Parteien aus der Hand geriet und Eigengesetzlichkeit gewann. Er mußte das annehmen. Andernfalls, so gestand er sich ein, täte er besser daran, nach Hause zu fahren und bei der Vorbereitung eines interstellaren Krieges zu helfen.

»Sie bekommen diese Vorschläge schriftlich in Form eines offiziellen Memorandums«, sagte er. »Dies sollte nur ein Vorgespräch sein. Aber ich werde selbst hierbleiben, bis sich übersehen läßt, welche Aufnahme unsere Friedensfühler finden und wie sich die Kontakte entwickeln werden. Rufen Sie mich jederzeit an, wenn es Ihnen nützlich oder wichtig erscheint.«

»Ich danke Ihnen. Guten Tag, Graf Hauksberg.«

»Guten Tag, Fodaich.«

Auf dem Bildschirm wurde es dunkel. Hauksberg zündete sich eine Zigarette an. Was nun? Nun kannst du sitzen und warten, mein Junge. Du kannst Meldungen sammeln, Interviews geben, Inspektionsrundgänge machen und diese ebenso einseitigen wie dickschädeligen Militaristen ärgern, die dich für einen Störenfried und Schnüffler halten. Du wirst manch leere Stunde erleben. Kein Amusement hier, und ein scheußliches Klima. Gut, daß du so vorausschauend warst, Persis mitzunehmen.

Er stand auf und schlenderte aus dem Büro ins Wohnzimmer. Sie sah sich wieder einmal den alten Fernsehfilm »Undine« an. Armes Mädchen. Die hiesige Bibliothek hatte keine große Auswahl. Er setzte sich auf die Armlehne ihres Sessels und legte ihr seine Hand auf die Schulter. Persis trug eine ausgeschnittene ärmellose Bluse, und ihre Haut fühlte sich glatt und warm an. Er roch den Veilchenduft ihres Parfüms.

»Hast du den Streifen noch nicht satt?« fragte er.

»Nein.« Sie wendete ihre Augen nicht vom Gerät ab.

»Aber manchmal wünschte ich, es wäre so.«

»Warum?«

»Er ängstigt mich. Er erinnert mich daran, wie weit wir von der Heimat entfernt sind. Wie fremdartig alles ist ... Und wir reisen noch weiter.«

»Nun, nun«, murmelte er und strich ihr über die Haare.

»Du wirst Gesellschaft haben.«

»Deinen Stab. Deine Diener. Routiniers, Jasager, Karrieristen, die ihre Zukunft auf Schienen ausgelegt haben. Mir bedeuten sie nichts, und ich kann sie nicht mehr sehen.«

»Du hast mich«, sagte er.

Sie lächelte pflichtschuldigst. »Deine Gesellschaft akzeptiere ich. Aber du bist so oft beschäftigt.«

»Wir werden zwei oder drei Marineleute mitnehmen, vielleicht interessieren dich die. Es sind andere Typen als unsere Juristen und Wirtschaftsexperten, rauher, männlicher und so.«

Ihre Miene hellte sich weiter auf. »Wer ist es?«

»Nun, Oberst Abrams und ich haben uns unterhalten, und auf einmal schlug er sich selbst für die Reise vor, als unser Experte für das Seevolk. Ich konnte schlecht nein sagen, denn wir brauchen einen. Ridenour wäre mir natürlich lieber gewesen; er ist Wissenschaftler und eine Autorität auf dem Gebiet, wenn wir überhaupt eine haben, aber er ist hier nicht abkömmlich und will auch nicht weg.« Hauksberg inhalierte den Rauch und stieß ihn mit einem Seufzer aus. »Abrams würde seinen Posten natürlich nicht verlassen, wenn er hier keine Chance sähe, Informationen zu sammeln, die er auf Starkad nicht bekommt. Sein auf

Wühlarbeit gerichteter Ehrgeiz könnte unsere Mission kompromittieren. Ich weiß immer noch nicht, in was ich mich da habe hineinmanövrieren lassen.«

»Der alte Bär und dich manipulieren?« Persis kicherte.

»Ein schlauer Bär. Und rücksichtslos. Beinahe fanatisch. Der Mann geht über Leichen, laß es dir gesagt sein. Und er will den Krieg, was immer er sich davon versprechen mag. Aber er kann auch nützlich sein, und wenn er mit uns geht, wird er keine Gelegenheit haben, hier auf Starkad querzuschießen. Ich behalte ihn im Auge. Vermutlich wird er einen oder zwei von seinen Helfern mitbringen. Wie wäre es mit einem hübschen jungen Offizier, hm?«

»Du bist mir hübsch und jung genug, Markus.« Persis rieb ihren Kopf an ihm.

Hauksberg drückte seine Zigarette aus. »Und so sehr beschäftigt bin ich auch nicht.«

\*

Der Tag war bedeckt und windig, mit Schaumkronen auf der schiefergrauen See. Der Wind kreischte in der Takelage. Die »Archer« stampfte in den schweren Heckseen. Ihre hölzernen Spanten, Planken und Masten ächzten und knarnten, daß Flandry an das Gejammer verdammter Seelen denken mußte. Achteraus lagen die drei Begleitschiffe im Kampf mit den Wellen. Dragoikas Schiff beförderte nur einen großen Wassertank und eine Handvoll Menschen. Sie und ihre Mannschaft sahen mit gemischten Gefühlen zu, wie Ridenour, der für xenologische Forschung zuständige Wissenschaftler, an die Arbeit ging. Er war ein hagerer, leicht gebeugter Mann mit aschblondem Haar. Stockend sprach er in ein Mikrofon,

und aus dem Verstärker dröhnten Geräusche, wie sie der Stimmlase eines Meeresbewohners entstammen mochten.

Der lange, dunkle Körper im Wassertank bewegte sich und öffnete die Lippen. Man hörte eine Antwort. Ridenour nickte. »Sehr gut«, sagte er. »Lassen wir ihn frei.«

Flandry half ihm beim Abnehmen der Plexiglashaube. Der Gefangene krümmte seinen Rücken. Mit einem mächtigen Schlag seiner Schwanzflossen sprang er aus dem Becken und in hohem Bogen über Bord. Wasser spritzte umher und durchnäßte die Männer. Ridenour trat an die Reling und blickte ihm nach.

»Wird er sich wieder blicken lassen?« fragte Flandry.

Der Wissenschaftler richtete sich auf. »Es wird einige Stunden dauern. Halten Sie sich ab fünfzehn Uhr bereit. Ich möchte meine Aufzeichnungen studieren.«

Er ging über das schwankende Deck zu seiner Kajüte. Flandrys Blicke folgten ihm. Wieviel weiß er wirklich? fragte er sich. Jedenfalls mehr, als er sagt und als er vom Gefangenen erfahren haben kann ...

Er gesellte sich wieder zu den Männern, die ins Meer hinabtauchen sollten. Zwei von Ridenours Assistenten, ein Ingenieur und vier stämmige Marinesoldaten, die auf Erfahrungen im Tauchsport zurückblicken konnten. Er kannte sie kaum; sie waren ihm fremder als Dragoika und ihre Mannschaft.

Der Ruhm, mit dem er sich auf der Reede von Ujanka bedeckt hatte, war vom kalten Seewind fortgeblasen worden. Das gleiche ließ sich von dem berausenden Gefühl sagen, das ihn durch die folgenden Tage begleitet hatte: daß er, Dominic Flandry, nicht mehr ein grünschnäbliger Jüngling sei, sondern der Held von Kursoviki, der einzige Mann, der das Landvolk zu

Friedensgesprächen überreden konnte. Nach einem kargen Lob des Admirals war von alledem nichts als die vom Marinestab widerwillig akzeptierte Notwendigkeit übriggeblieben, daß er die Abgesandten begleiten mußte, damit ihre Mission die Unterstützung der Einwohner Ujankas finden konnte. Und Ridenour hatte ihm barsch erklärt, er solle sich nicht in ihre Arbeit einmischen.

Flandry gab sich so nonchalant wie möglich und schlenderte zu Dragoika. Sie betrachtete ihn ernst. »Ich möchte nicht, daß du da hinuntertauchst«, sagte sie.

»Unsinn«, antwortete er. »Das ist ein schönes Abenteuer.«

»Ich verstehe dich nicht. Abenteuer? Dort unten, wo die Gebeine unserer Mütter liegen, die sie ertränkt haben? Wo es keine Sonne und keine Monde gibt, nur Dunkelheit und kalte Strömungen? Zwischen Feinden und Ungeheuern? Der Kampf war besser.«

»Ich werde bald zurück sein. Dieser erste Besuch hat nur den Zweck, sie zu fragen, ob sie uns am Meeresboden ein Kuppelzelt errichten lassen. Ist das geschehen, könnt ihr umkehren.«

»Wie lange wirst du in diesem Kuppelzelt dort unten bleiben?«

»Ich weiß es nicht. Hoffentlich nicht länger als ein paar Tage, wenn sich alles gut anläßt. Man wird mich nicht so sehr brauchen.«

»Dann werde ich nicht mehr in Ujanka sein«, sagte Dragoika. »Die ›Archer‹ muß eine neue Ladung Holz nach Süden bringen, und die Schwesternschaft will den Waffenstillstand ausnützen. Niemand weiß, wie lange er anhalten wird.«

»Aber du wirst zurückkommen, nicht? Du brauchst mich

nur zu rufen, und ich besuche dich in Ujanka.«

»Eines Tages wirst du für immer fortgehen.«

»Hm ... Dies ist nicht meine Welt, weißt du.«

»Ich würde gerne deine sehen«, sagte sie sehnsüchtig.

»Die Geschichten, die wir hören, die Bilder, die wir sehen – es muß wie ein Traum sein. Wie die verlorene Insel. Vielleicht ist sie es wirklich?«

»Ich fürchte nicht.« Flandry war erstaunt, hier auf Starkad den Mythos vom verlorenen Paradies wiederzufinden. Es wäre interessant, der Sache auf den Grund zu gehen ...

Ein wassertriefender blauer Leib durchstieß die Oberfläche. Das Geschöpf stieß drei bellende Laute aus. Ridenour schoß aus seiner Kajüte und winkte zurück.

»Das ist unser Signal!« rief er seinen Männern zu.  
»Gehen wir!«

Flandry und die anderen stiegen in die bereitgelegten Taucheranzüge, schwere und ungefüge Umhüllungen, die dem Wasserdruck bis in eine Tiefe von fünfhundert Metern standhalten sollten. Flandry stampfte über das Deck und wartete in der Reihe der Expeditionsteilnehmer, bis er außenbords hinuntergelassen wurde. Er warf einen letzten Blick zurück und sah Dragoika winken, dann brodelte grünes Wasser vor seinem Helm. Er hakte die Leine aus, stieß sich von der Schiffswand ab, startete den Motor auf seinem Rücken und stellte das eingebaute Funksprechgerät auf Empfang ein. Eine Blasenbahn hinter sich herziehend, glitt er durch grünes Dämmerlicht abwärts, den anderen nach.

Ridenours Stimme füllte seinen Helm. »Aufschließen und mir nach. Keiner macht von der Waffe Gebrauch, es sei denn in Notwehr.«

Das Wesen, das wie ein Fisch aussah, aber keiner war, schwamm ihnen voraus. Es wurde dunkler, und das Wasser nahm eine tief blaugrüne Färbung an, dann erreichten sie den Grund des seichten Meeres. Flandry bewegte sich über einem Algenwald dahin, der sich im Umkreis von etwa fünfzig Metern im trüben Zwielflicht verlor. Lange grüne und braune Algenwedel entstieg der Tiefe und schwangen in der leichten Strömung sanft hin und her. Hier und dort kamen die schemenhaften Umrisse massiver Stämme in Sicht, deren Verästelungen sich im undurchdringlichen Netzwerk wehender Tangfäden verloren. Ein Schwarm Seekrebse schnellte mit ruckartigen Schwanzschlägen davon und suchte im Algendickicht Schutz. Über ihren Köpfen schlängelte sich ein armdicker, aalähnlicher Fisch durch die scheinbar grenzenlose Weite. Scharen kleiner Fische mit Regenbogenstreifen flitzten dicht über den unterseeischen Wald, verschwanden zwischen den Pflanzen und tauchten an anderer Stelle wieder auf. Flandry beobachtete alles in stummer Faszination.

Er hatte gehört, daß die vaz-Siravo von Zletovar in und in der Umgebung von sechs Städten lebten, die in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen angelegt waren und einen Kreis bildeten. Die Bewohner Kursovikis kannten sie seit langem; manchmal griffen sie die Städte an und bombardierten sie mit Felsblöcken, und manchmal unternahmen die Meeresbewohner von hier aus Gegenangriffe auf die Schiffe der Getigerten.

Nach einer Stunde hallten dumpfe, trommelnde Geräusche durch das Wasser. Hundert oder mehr Schwimmer in weit auseinandergezogener Formation kamen in Sicht. Sie trugen Knochenhelme und schuppige

Lederpanzer und waren mit Obsidianäxten, Speeren und Dolchen bewaffnet. Der Führer wechselte ein paar Worte mit ihren Befehlshabern, dann kreisten sie die Unterhändler ein und geleiteten sie weiter.

Nun sah Flandry bestelltes Land unter sich, gepflegte Felder, Fische in Käfigen, dazwischen zylindrische Häuser aus Flechtwerk, die mittels Felsblöcken verankert waren. Nicht weit vor ihnen kreuzte ein Lastwagen, ein mit Häuten bespanntes und mit Stabilisierungsflossen versehenes torpedoförmiges Gebilde, das von einem elefantengroßen Fisch gezogen wurde.

Sie näherten sich der Stadt. Es war ein unwirklicher Anblick, und Flandry fühlte sich an die zerbrechliche, ätherische Bühnenausstattung eines phantastischen Balletts erinnert. In dieser witterungslosen Welt ohne Temperaturschwankungen und Stürme hatten Dächer und Wände keinen anderen Zweck als den Bewohnern Zurückgezogenheit zu geben; so bestanden sie meistens aus farbigen und lose zwischen Pfosten und Querlatten drapierten Geweben, die sich in den Strömungen bewegten. Die oberen Etagen waren ausladender als die unteren, und manche der höheren Gebäude hatten Ähnlichkeit mit kopfstehenden Pyramiden. An den Ecken schimmerten große Laternen aus Fischblasen, die mit einer stark phosphoreszierenden Masse gefüllt zu sein schienen. Da sich der Verkehr auf allen Ebenen abspielte, gab es keine Straßen am Meeresboden, aber die Flächen zwischen den Häusern waren mit einer dicken Kiesschicht bedeckt, sei es, um einer Verschlammung vorzubeugen, sei es, um Algenbewuchs zu verhindern.

Eine Menge versammelte sich und bestaute die Fremden. Flandry sah viele Frauen mit Säuglingen und



andere, die ihre älteren Sprößlinge an Leinen führten. Sie murmelten durcheinander, ein Geräusch wie leise, ferne Brandung, aber sie waren ruhiger und benahmen sich vernünftiger als Menschen oder ihre getigerten Feinde.

Inmitten der Stadt stand auf einer Bodenerhebung ein Gebäude aus behauenen Steinen. Es war rechteckig und prunkte mit einer stattlichen Säulenfassade, hatte aber, soweit Flandry ausmachen konnte, kein Dach. An seiner Rückseite ragte ein mächtiger Turm in die grüne See hinauf und endete dicht unter der Oberfläche in einer dicken Glaskuppel. Wenn er, wie es den Anschein hatte, weiter unten mit einer ähnlichen Glasdecke versiegelt war und kein Wasser enthielt, konnte er den Zweck haben, das Innere des Gebäudes mit Tageslicht zu erhellen.

Ein Schatten verdunkelte die grüne Helligkeit über ihm. Aufblickend sah er ein fischbespanntes Unterseeboot, eskortiert von mehreren Schwimmern mit Feuerwaffen fremder Herkunft. Ernüchtert erinnerte er sich, daß er von Feinden umgeben war.

## 7.

Sobald außerhalb der Stadt ein Kuppelzelt errichtet und alle für einen längeren Aufenthalt nötigen Geräte und Versorgungseinrichtungen installiert waren, machten sich Ridenour und seine wissenschaftlichen Assistenten an die Arbeit. Flandry dagegen sah sich auf einmal ohne Beschäftigung. Zuerst hoffte er mit den vier Marinesoldaten auf baldige Rückberufung ins Hauptquartier, aber dann, als er seine Umgebung ein wenig besser kennenlernte, begann er seinen Aufenthalt zu genießen.

Für die Seebewohner waren die Menschen genauso interessant wie sie für die Menschen. Ridenour und seine Leute verbrachten den größten Teil ihrer Zeit im Tempel des Himmels, wo sie endlose Gespräche mit den Herrschern der sechs Städte führten. Flandry und seine wenig beschäftigten Gefährten waren oft viele Stunden lang sich selbst überlassen. Weil niemand von ihnen die Sprache der Einheimischen beherrschte, wurde Isinglas zu ihrem Fremdenführer und Dolmetscher. Isinglas verfügte über einige Kenntnisse der kursovikischen Sprache und war von den Merseiern im Gebrauch von Funksprechgeräten unterwiesen worden. Durch ihn lernte Flandry mehrere andere kennen und machte die Erfahrung, daß jeder von ihnen eine völlig selbständige Individualität hatte; sie mit einem Satz zu charakterisieren, war genauso unmöglich wie der Versuch, das Wesen eines Menschen in ein paar Worte zu fassen.

»Wir sind froh, daß ihr diesen Besuch gemacht habt«, sagte Isinglas beim ersten Zusammentreffen. »So froh, daß

wir die Merseier trotz ihrer Freundschaft mit unserem Volk gebeten haben, während eures Aufenthalts die Stadt zu meiden. Ich habe schon vermutet, daß wir und das Landvolk zu Figuren in einem größeren Spiel gemacht worden sind. Es ist ein großes Glück, daß ihr euch daraus zurückziehen wollt.«

Flandrys Wangen brannten. Er wußte nur zu gut, wie wenig Selbstlosigkeit im Spiel war. Admiral Enriques hatte offen gegen Hauksbergs Vorschlag protestiert und erst nachgegeben, als dieser gedroht hatte, er werde für seine Versetzung auf den Planeten Pluto sorgen. Abrams hatte zugestimmt, weil er auf neue Fakten und Informationen erpicht war, nicht aus Friedensliebe oder innerer Überzeugung.

Einer von Isinglas' Freunden, der Basko genannt wurde, war ebenfalls skeptisch. »Friede mit den Jägern ist ein Widerspruch in sich selbst, solange sie uns die Nahrung wegnehmen und unsere Städte bombardieren. Und solange die grünesichtigen Freunde uns ihre Hilfe anbieten, müssen wir sie annehmen. Das ist unsere Pflicht.«

»Wenn sie uns helfen, helfen ihre Gegenspieler den Jägern«, wandte ein anderer ein. »Am besten wäre es, wenn alle Fremden sich zurückzögen und das alte Gleichgewicht wiederhergestellt würde.«

»Ich weiß nicht«, meinte Basko. »Wenn wir einen endgültigen Sieg erringen könnten ...«

»Sei nicht dumm«, schalt ihn Isinglas. »Du übersiehst das Risiko einer endgültigen Niederlage.«

»In die Tiefe mit eurer Politik!« rief Zombo, der jüngste der Gruppe. »Wir kommen noch zu spät ins Theater.« Und er schoß in einer übermütigen Kurve davon.

Flandry vermochte dem Drama nicht zu folgen, das in

einer riesigen Korallengrotte aufgeführt wurde. Er ließ sich erklären, daß es eine moderne Tragödie im klassischen Stil sei, was ihm nicht viel sagte, aber die graziösen Bewegungen, die feierliche Musik der Stimmen, Saiteninstrumente und Trommeln, die Ausgeglichenheit aller Elemente nahmen ihn gefangen. Und zum Schluß reagierte das Publikum mit einem seltsam schwebenden Tanz zu Ehren des Autors und der Darsteller.

Isinglas zeigte ihm Skulpturen und Ölgemälde, Kunstwerke, die für ihn abstrakt waren; aber als solche gefielen sie ihm besser als alles, was auf Erden seit Jahrhunderten hervorgebracht worden war. Er betrachtete Schriftrollen aus Fischhaut und staunte, als Isinglas ihm zeigte, wie das Material mit einer stark fettigen Tinte beschriftet wurde und welche Ausmaße die örtliche Bibliothek hatte. Er konnte nur ahnen, wieviel gesammeltes Wissen hier zusammengetragen war.

Die Gesellschaft Zletovras war praktisch ungegliedert. Jede Stadt verwaltete sich selbst und glich einer einzigen großen Genossenschaft, an der alle zu gleichen Teilen beteiligt waren und die von der Feldbestellung bis zum Handel mit Fertigwaren das gesamte Erwerbsleben beherrschte. Für alle gab es dieselben Rechte und Pflichten. Geld war unbekannt, weil unnötig. Nur im Handel mit anderen Städten wurde nach einem Wertsystem abgerechnet, dessen Maßeinheit Edelmetalle waren.

Die Erde hatte in ihrer Entwicklung ähnliche Formen gekannt, wenigstens in der Theorie. In der Praxis hatte es nie funktioniert. Die Menschen waren zu gierig und selbstsüchtig, zu träge. Aber bei diesen Leuten schien es keine Schwierigkeiten zu geben. Jedenfalls behauptete Isinglas, daß das System seit vielen Generationen stabil sei,

und Flandry sah keine Zeichen von Unzufriedenheit.

An einem anderen Tag besuchte er mit Isinglas die Nachbarstadt. Hier waren die Häuser aus Stein und Korallen, klebten wie eng verschachtelte Schwalbennester an den Steilabstürzen dunkler Klippen oder bildeten übereinandergestaffelte Höhlensysteme. Ihre Bewohner waren, wie Isinglas abschätzig vermerkte, unternehmender und weniger kontemplativ als ihre ebenen Boden bewohnenden Vettern. »Aber ich muß zugeben, daß sie am meisten unter den Jägern zu leiden haben und ihr Los mit großer Tapferkeit tragen«, fügte er hinzu. »Sie haben bei unserem letzten Angriff die Vorhut gebildet, was sehr viel Mut erforderte, denn niemand wußte, daß die Merseier ein Boot zur Unterstützung schicken würden.«

»Niemand?« fragte Flandry überrascht.

»Ich vermute, daß unsere Flottenführer Bescheid wußten. Aber wir anderen wußten nur, daß unsere mit Landanzügen ausgerüsteten Truppen auf ein Signal hin an Land gehen und zerstören sollten, was sie könnten, während unsere Schwimmer und Katapultboote die feindlichen Schiffe vernichteten.«

»Oh.« Flandry verzichtete darauf, seine Rolle bei der Vereitelung dieses Vorhabens zu erwähnen. Sie umschwammen die Riffe der Stadt, Felswände, die in bodenloses Dunkel hinabtauchten, und ließen sich zur Oberfläche hinauftragen, wo die Brandung azurblau und smaragdgrün leuchtend gegen die Korallenbänke eines Atolls donnerten.

»Das nächstmal führe ich dich nach Outlier«, versprach Isinglas auf dem Rückweg. »Das ist eine einzigartige Stadt, anders als dieses Riffburg hier, und auch anders als meine Heimatstadt Muschelglanz. In ihrer Mitte gähnt ein

schwarzer Abgrund, in dessen Tiefe Fische und Wälder glühen. Die Riffe sind zernagt und ausgehöhlt und mit seltsamen Farben getönt. Das Wasser schmeckt nach Vulkan und wird wärmer, je tiefer man sinkt. Und die Stille – die Stille!«

»Ich freue mich darauf«, sagte Flandry, und er meinte es.

Als er sich durch die Luftschleuse pumpen ließ und die glockenförmige Behausung seiner Rassegenossen betrat, fühlte sich Flandry beinahe abgestoßen. Diese enge, stinkende und trostlose Luftblase, vollgestopft mit haarigen, mürrischen Gestalten! Flandry schälte sich die Kleider vom Leib, um eine Dusche zu nehmen.

»Wie war der Ausflug?« fragte Ridenour.

»Wundervoll!« rief Flandry aus.

»Ganz hübsch«, meinte Unteroffizier Quarles, der ihn begleitet hatte. »Aber ich bin froh, wieder hier zu sein. Wie wär's mit einem Film, hübsche Mädchen und so?«

Ridenour stellte sein Tonbandgerät auf den Tisch. »Das Wichtige zuerst«, sagte er unwillig. »Was haben Sie zu melden?«

Flandry unterdrückte eine Obszönität. Das schönste Abenteuer wurde verdorben, reduzierte man es auf die reinen Daten. Vielleicht sollte er sich seinen jüngsten Plan, Xenologe zu werden, doch noch einmal überlegen. Widerstrebend begann er zu berichten.

Als er fertig war, schnitt Ridenour eine Grimasse. »Ich wünschte, meine Arbeit wäre genauso befriedigend und unkompliziert.«

»Schwierigkeiten?« fragte Flandry.

»Festgefahren. Unser Problem ist, daß die Leute von Kursoviki so verdammt gründlich sind. Mit ihrer Jagd, ihrer Fischerei und ihrer Algengewinnung treiben sie

tatsächlich Raubbau an den Beständen, die niemals sehr groß waren. Die hiesigen Stadtoberhäupter lehnen jede Vereinbarung ab, in der nicht festgelegt wird, daß das Landvolk seine Ausbeutung einstellt. Darauf will sich das Landvolk natürlich nicht einlassen. Das kann es auch nicht gut tun, ohne die eigene Ernährung zu gefährden. Nun versuche ich die Führer des Seevolks zu überreden, daß sie weitere Hilfeleistungen der Merseier zurückweisen sollen. Auf diese Weise könnten wir die Zletovarsee aus dem Kriegsgeschehen heraushalten. Aber sie weisen mit Recht darauf hin, daß unsere Hilfeleistungen und Lieferungen an das Landvolk das Gleichgewicht der Kräfte gestört haben. Und wie sollten wir unsere Geschenke zurücknehmen? Wir würden sie uns zu Feinden machen, und ich kann mir nicht vorstellen, daß Runeis Agenten versäumen würden, eine derartige Situation auszunutzen.« Ridenour seufzte. »Ich habe immer noch Hoffnung, einen Waffenstillstand zu arrangieren, aber sie ist ziemlich trübe geworden.«

»Wir können nicht von neuem anfangen, diese Leute zu töten!« fuhr Flandry auf.

»Warum nicht?« sagte Quarles.

»Nach allem, was wir gesehen haben, was sie für uns getan haben ...«

»Unsinn. Wir gehören zum Imperium, und was das Imperium von uns verlangt, das machen wir.«

Flandry zeigte ihm einen Vogel, und es wäre zu einer Auseinandersetzung gekommen, hätte Ridenour nicht eingegriffen. »Sie werden wohl ohnehin ausscheiden, Flandry«, sagte er. »Vor ein paar Stunden ist Ihr Marschbefehl durchgekommen.«

»Marschbefehl?«

»Sie haben sich bei Oberst Abrams in Highport zu

melden. Eine Amphibienmaschine wird Sie morgen um sieben Uhr dreißig abholen.«

\*

Abrams lehnte sich mit seinem Stuhl zurück, hielt sein Gewicht mit einem unter die Schreibtischplatte gehobenen Fuß und paffte an seiner Zigarre. »Und Sie wären wirklich lieber unter Wasser geblieben?«

»Für eine Weile, ja.« Flandry saß bolzengerade auf der Stuhlkante. »Nicht nur, daß es interessant war, ich hatte auch das Gefühl, etwas Nützliches zu tun. Informationen – Freundschaft ...« Seine Stimme verlor sich.

Abrams blies einen Rauchring. »Gewiß, ich verstehe, was Sie sagen wollen. Ich bin da ganz Ihrer Meinung. Wäre die Situation eine andere, hätte ich Sie nicht kommen lassen. Aber so habe ich etwas anderes mit Ihnen im Sinn.«

»Wie bitte?«

»In ein paar Tagen setzt Graf Hauksberg seine Reise nach Merseia fort. Ich werde ihn als Berater begleiten, das steht jedenfalls in meinem Befehl. Ich habe Anspruch auf einen Adjutanten. Wollen Sie mit?«

Flandry machte große Augen. Sein Herz tat einen Sprung, und erst nach einer langen Pause merkte er, daß sein Mund offenstand.

»Natürlich wissen Sie«, fuhr Abrams fort, »daß ich ein wenig Material zu sammeln hoffe. Nichts Melodramatisches, versteht sich. Ich werde Augen und Ohren offenhalten, auch die Nase, wenn es sein muß. Keiner von unseren Diplomaten, Attachés, Handelsbevollmächtigten, keine von unseren Informationsquellen hat jemals etwas wirklich Brauchbares



geliefert. Entweder haben diese Leute nicht den Riecher, oder Merseias Abwehr ist besser, als wir glauben. Vielleicht liegt es auch ganz einfach daran, daß Merseia zu weit von der Erde entfernt ist. Bis die Nachrichten zu Hause ankommen, sind sie von den Ereignissen überholt. Dies könnte eine Chance sein, sich relativ unbehelligt umzusehen.«

Abrams warf einen Blick auf seinen zerkratzten, mit Papierwust bedeckten Schreibtisch und seufzte. »Ich müßte einen erfahrenen und erprobten Mann mitnehmen. Aber wir können keinen entbehren. Für ein Greenhorn haben Sie sich als recht umsichtig und tatkräftig erwiesen. Ein bißchen praktische Erfahrung im Nachrichtendienst wird Ihnen weiterhelfen, vorausgesetzt, es gelingt mir, ihre Versetzung durchzudrücken. Ich an Ihrer Stelle würde auch folgendes bedenken: Sie kämen von diesem elenden Planeten weg, könnten in einem Luxusschiff reisen, das exotische Merseia und vielleicht noch andere Orte sehen, würden vermutlich zur Erde zurückgerufen und dann nicht mehr auf Starkad eingesetzt werden. Und Sie hätten Gelegenheit, sehr nützliche Verbindungen zu knüpfen, wie denken Sie darüber?«

»J-j-ja, Herr Oberst!« stammelte Flandry.

Abrams' Augen lagen plötzlich inmitten zahlloser Fältchen. »Vergessen Sie alle abenteuerlichen Vorstellungen, junger Mann. Dies wird keine Vergnügensreise. Ich werde von Ihnen verlangen, daß Sie nicht an Schlaf denken und von jetzt an bis zur Abreise von Stimulantia leben, damit Sie lernen, was ein Adjutant von mir wissen muß. Sie werden alles tun müssen, von der Pflege meiner Uniformen bis zu Schreibearbeiten. Unterwegs werden Sie einen Schnellkurs in Eriau nehmen

und so viel über Merseia und seine Bewohner lernen, wie Ihr Gehirn fassen kann, ohne zu platzen. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß alles das nichts mit Karneval zu tun hat. Wenn wir einmal dort sind und Sie Glück haben, werden Sie sich durch eine Menge eintönige Pflichten quälen. Wenn Sie Pech haben, werden Sie nicht mehr ein stolzer Ritter der Lüfte sein, sondern ein gehetztes Tier; und wenn Sie dann noch das Pech haben, erwischt zu werden, wird Ihnen nach den Verhören keine Persönlichkeit mehr bleiben, die zu besitzen sich lohnt. Denken Sie darüber nach.«

Flandry tat es nicht. Sein einziger Kummer war, daß er Dragoika wahrscheinlich niemals wiedersehen würde, und auch das war nur ein vorübergehender Schmerz. »Herr Oberst«, erklärte er, »Sie haben einen Adjutanten gefunden.«

## 8.

Die »Dronning Margrete« war nicht von einer Größe, die eine Landung auf einem technisch rückständigen Planeten angezeigt erscheinen ließ. Ihre Beiboote waren selbst kleine Raumschiffe. Auf Ny Kalmar beheimatet, war sie eine Staatsjacht in kaiserlichem Dienst. An Komfort stellte sie jedes Marineschiff weit in den Schatten. Nun verließ sie ihre Kreisbahn um Starkad und beschleunigte ihren Flug. Schon nach kurzer Zeit war sie weit genug im freien Raum, um auf Hyperantrieb umzuschalten und über die Lichtgeschwindigkeit hinauszugehen. Trotz ihrer Masse kam sie bei voller Maschinenleistung und Phasenfrequenz an die Höchstgeschwindigkeit schneller Kriegsschiffe heran. Die zurückbleibende Sonne schrumpfte bald zu einem Stern unter vielen zusammen und verschwand schließlich ganz.

Doch die Sternbilder veränderten sich nur langsam. Tage und Nächte vergingen, während sie durch die unermeßliche Weite jagte. Nur einmal begegnete ihr ein anderes Schiff in einem Lichtjahr Entfernung, und so konnte seine »Bugwelle« festgestellt werden. Dieses Lebenszeichen bot noch nach Stunden Stoff für aufgeregte Gespräche. So groß ist der Kosmos.

Schließlich kam die Zeit, da Hauksberg und Abrams sich zu einem Gespräch zusammenfanden, das noch lange nach der Wachablösung andauerte. Bis dahin waren ihre Beziehungen korrekt, aber distanziert geblieben. Nun, da die Reise sich ihrem Ende näherte, sahen sie beide die Notwendigkeit, einander besser kennenzulernen und zu verstehen. Hauksberg lud Abrams zu einem Abendessen in

seine private Suite ein. Zwei Stunden später machte sich sein übermüdeter Diener davon, nachdem er vorsorglich zwei entkorkte Weinflaschen, Cognac, Zigarren und Gebäck bereitgestellt hatte.

Das Schiff flüsterte und summt; indirektes Licht legte seinen weichen Schein auf Vorhänge, Bilder und Teppiche. Abrams genoß die Gelegenheit, von seiner Heimat zu erzählen, einem entlegenen Planeten im Grenzbereich des Imperiums.

»Pioniertypen, wie?« Hauksberg entzündete eine seiner schwarzen Zigarren. »Klingt interessant, was Sie da sagen. Ich muß Dayan doch einmal besuchen.«

»Sie würden dort nicht viel finden, was Ihrem Lebensstil angemessen ist«, entgegnete Abrams. »Einfache Leute.«

»Und was sie der Wildnis abgerungen haben. Ich weiß.« Der schmale blonde Kopf nickte. »Ganz natürlich, daß Sie ein bißchen chauvinistisch sind, mit einem solchen Hintergrund. Aber das ist eine gefährliche Haltung. Hat noch nie Gutes gebracht.«

»Gefährlicher ist es, dazusitzen und auf den Feind zu warten«, nuschelte Abrams an seiner Zigarre vorbei. »Ich habe eine Frau und Kinder und eine Million Vettern. Es ist meine Pflicht ihnen gegenüber, die Merseier auf Distanz zu halten.«

»Nein. Ihre Pflicht ist, dazu beizutragen, daß dies unnötig wird.«

»Großartig, wenn die Merseier dabei mitwirken.«

»Warum sollten sie nicht? Nein, warten Sie.« Hauksberg hob eine Hand. »Lassen Sie mich ausreden. Mich interessiert nicht, wer mit dem Ärger angefangen hat. Das ist kindisch. Tatsache ist, wir waren *die* große Macht unter den Sauerstoffatmern im bekannten Teil des Spiralnebels.

Angenommen, *sie* wären es gewesen? Hätten Sie sich dann nicht mit allen Kräften dafür eingesetzt, daß die Menschheit ein vergleichbares Imperium zusammenbringt? Andernfalls hätten Sie sich damit abfinden müssen, in ihrer Gewalt zu sein. Wie die Dinge nun lagen, wollten die Merseier nicht in unserer Gewalt sein. So kam es, daß Merseia sich ein eigenes Reich aufgebaut hatte, als wir angingen, uns um die Angelegenheit zu kümmern. Wir waren alarmiert. Wir reagierten. Propaganda, Allianzen, Diplomatie, wirtschaftliche Manöver, Subversion, ja, hier und da provozierten wir regelrechte bewaffnete Zusammenstöße. Alles das mußte ihre Einschätzung unserer Absichten bestätigen. Sie reagierten ihrerseits und verstärkten damit unsere Furcht. Ein teuflischer Mechanismus, der immer mehr Eigengesetzlichkeit gewinnt. Das muß gestoppt werden.«

»Ich habe das schon gehört«, erwiderte Abrams, »und ich glaube kein Wort davon. Vielleicht habe ich zuviel über Assyrien, Rom, Deutschland und Israel gelesen, ich weiß nicht. Tatsache ist, daß Merseia, wenn es eine wirkliche Entspannung wünschte, noch heute eine haben könnte. Wir sind nicht mehr an einer Expansion interessiert. Das Imperium ist alt und fett. Merseia ist jung und hat große Rosinen im Kopf. Es giert nach dem Universum, und wir stehen ihm im Weg. Deshalb müssen wir gefressen werden. Alles andere ist nur Dessert.«

»Kommen Sie«, sagte Hauksberg. »Die sind auch nicht dumm. Eine galaktische Regierung ist unmöglich; sie würde unter ihrem eigenen Gewicht zusammenbrechen. Wir haben alle Hände voll zu tun, um unser Reich zu kontrollieren, und dabei üben wir die Regierungsgewalt sehr lax aus. Die meisten Selbstverwaltungsorgane sind so

stark, daß sich innerhalb des Imperiums eine Art von Feudalismus zu entwickeln beginnt. Können die Merseier nicht vorausschauen?«

»Natürlich können sie das. Aber ich glaube nicht, daß sie uns kopieren wollen. Das Roidhunat ist nicht wie das Imperium.«

»Gewiß, die Wähler der landbesitzenden Clans suchen sich ihren obersten Herrscher in dem einen Clan der Landlosen, aber das ist ein Detail.«

»Ja, nur der Vach Urdiolch darf die Spitze der Regierung stellen. Das ist kein Detail. Es spiegelt ihre ganze Gesellschaftsauffassung. Was sie für die fernere Zukunft anstreben, ist eine Anzahl autonomer, von Merseiern regierter Regionen. Für sie zählt die Rasse, nicht die Nation. Das macht sie viel gefährlicher als einfache Imperialisten wie uns, die nur an erster Stelle stehen wollen und den übrigen Spezies ein gleiches Recht zu existieren einräumen.«

»Eine sehr euphemistische Umschreibung für unseren Kolonialismus«, sagte Hauksberg lächelnd. »Fühlen Sie sich als Gast der Merseier. Fühlen Sie sich als mein Gast. Solange Sie nicht ehrgeizig werden und die Dinge mit Spionagegeschichten verderben, sind Sie hier an Bord willkommen.« Das Lächeln erstarb. »Wenn Sie Ärger machen, werde ich Sie zerbrechen.«

Abrams blickte in die blauen Augen; sie waren plötzlich sehr kalt und entschlossen. Es dämmerte ihm, daß Hauksberg alles andere war, nur nicht der aristokratische Snob, für den er sich ausgab.

»Danke für die Warnung«, sagte er. »Aber, verdammt noch mal, die Merseier sind doch nicht nach Starkad gekommen, weil ihnen vor Mitleid mit dem armen,

bedrängten Seevolk das Herz blutete! Auch glaube ich nicht, daß sie aus Versehen da hineingestolpert sind und nur auf einen geeigneten Vorwand warten, um sich ohne Gesichtsverlust zurückziehen zu können. Sie erwarten, daß für sie etwas dabei herauspringt.«

»Zum Beispiel?«

»Wie sollte ich das wissen? Ich möchte schwören, daß nicht einmal ihre eigenen Leute auf Starkad wissen, welches der wahre Grund für ihre Anwesenheit ist. Wahrscheinlich weiß nur eine Handvoll hochgestellter Personen auf Merseia selbst, was die große Strategie ist. Und diese Leute haben sie bis ins Detail ausgearbeitet.«

»Denken Sie vielleicht an wertvolle Mineralien am Meeresboden?«

»Nein, das tue ich nicht. Ich glaube nicht, daß das Seevolk irgendwelche geheimnisvollen Schätze besitzt. Wenn es auf Starkad so etwas gäbe, hätten die Merseier es still und ohne Aufhebens an sich bringen können. Nach meiner Ansicht geht es ihnen um eine Basis, um, sagen wir mal, die Region am Beteigeuze unter Druck zu setzen. Nein, sie suchen die Auseinandersetzung. Das ist meine Überzeugung.«

»Ich habe auch in dieser Richtung Spekulationen angestellt«, sagte Hauksberg nachdenklich. »Unter anderem dachte ich an die Möglichkeit, daß einige fanatische Militaristen unter ihnen auf einen Zusammenstoß mit uns hinarbeiten. Die Entfernungen sind so groß, daß keine der beiden Mächte an einen direkten Vorstoß ins Zentrum der anderen denken kann. Lassen sie es dagegen auf einem relativ unwichtigen Planeten wie Starkad zu einer Auseinandersetzung kommen, dann könnte es tatsächlich hier draußen zu einer Kraftprobe

kommen – in einer Gegend, wo kein wichtiger Planet in Mitleidenschaft gezogen würde.«

Abrams nickte. »Was Sie da sagen, ist eine Art Arbeitshypothese für mich. Aber ich bin noch nicht ganz zufrieden damit. Irgendwie riecht es nicht richtig.«

»Ich beabsichtige, die Merseier zu warnen«, sage Hauksberg, »daß sie die Dinge nicht durch Stolz und Ehrbegriffe irgendeiner Art komplizieren. Wenn wir die vernünftigen Elemente in ihrer Regierung ausfindig machen können, müssen wir versuchen – sehr diskret, versteht sich –, eine Zusammenarbeit mit diesen Kräften anzubahnen und die Kriegstreiber zu isolieren.«

»Das Dumme ist nur«, wendete Abrams ein, »daß sie alle vernünftig sind. Aber ihre Vernunft liegt auf einer anderen Ebene als unsere.«

»Nein, Sie sind der Unvernünftige, alter Freund. Ihre Voreingenommenheit zu diesem Gegenstand ist paranoid.« Hauksberg füllte die Gläser auf. »Trinken Sie noch ein Gläschen, während ich Ihnen zu erklären versuche, was an Ihrer Betrachtungsweise falsch ist.«

\*

Die Offiziersmesse war verlassen. Persis hatte sich eine Flasche Portwein von der Bar bringen lassen und saß im Halbdunkel der Veranda. Nur durch das breite Aussichtsfenster drang schwaches, diffuses Licht herein und erfüllte den Raum mit grauen Schatten und sanft schimmernden Reflexen.

Sterne waren die Lichtquelle, unzählige Scharen von Sternen, weiß, bläulich, rötlich, kalt und klar vor der absoluten Nacht des Weltraums. Und die Milchstraße war



wie leuchtender Rauch, und von der Grenze des Sichtbaren schimmerte die Ellipse des Andromedanebels herüber. Es war ein Bild von furchteinflößender Schönheit.

Flandry sah nichts davon, nicht mit Bewußtsein. Ihre Augen und ihre nur von einem pyjamaähnlichen Hausanzug verhüllten Formen nahmen ihn gefangen. Steif saß er in seinem Sessel, ihr gegenüber. »Ja«, sagte er, »Sie haben recht, der helle Stern dort drüben, das ist eine Nova. Auch Saxo wird in absehbarer Zeit zu einer solchen Nova werden.«

»Ist das wahr?« Ihre Aufmerksamkeit schmeichelte ihm.

»Ja, die Sonne ist genau der Typ, ein Unterzwerg vom Spektraltyp A. Natürlich kann man es nicht mit Sicherheit sagen, aber eines Tages wird der Ausbruch kommen.«

»Die armen Einwohner von Starkad!«

Flandry schmunzelte überlegen, was ihm einige Mühe bereitete. »Machen Sie sich keine Sorgen. Nach den spektroskopischen Untersuchungen werden noch an die hundert Millionen Jahre vergehen, bis es soweit ist. Zeit genug, um den Planeten zu evakuieren.«

»Hundert Millionen Jahre.« Sie erschauerte. »Vor hundert Millionen Jahren liefen unsere Vorfahren noch auf allen vieren, nicht wahr?« Sie nippte von ihrem Wein, dann beugte sie sich vor. »Aber erzählen Sie mir doch von sich. Sie sind zu schüchtern.«

»Von-von mir?« stammelte er erschrocken. »Wozu? Ich meine, ich bin niemand.«

»Sie sind der erste junge Held, dem ich begegnet bin. Die anderen, zu Hause, sind grau und alt und mit Orden überkrustet. Mit denen kann man sich nicht nett unterhalten. Ehrlich gesagt, ich langweile mich auf diesem Schiff. Sie sind der einzige, bei dem ich mich entspannen

und menschlich fühlen kann. Und Sie stecken kaum einmal Ihre Nase aus dem Büro.«

Flandry errötete. Er hatte den Uniformkragen geöffnet, aber sein Hals fühlte sich immer noch beengt.

»Oberst Abrams gibt mir viel Arbeit. Ich wollte nicht ungesellig sein, aber dieses ist das erste Mal, daß er mich gehen ließ. Aber Graf Hauksberg ...«

Persis zuckte die Achseln. »Er versteht mich nicht. Gewiß, er ist gut zu mir gewesen, und ohne ihn wäre ich wahrscheinlich noch heute eine unterbezahlte Tänzerin. Aber er versteht mich nicht.«

Flandry füllte sein Glas auf, um Zeit zu gewinnen und seiner Verlegenheit Herr zu werden.

»Warum sind Sie nach Starkad gegangen?« fragte Persis freundlich.

»Das war ein Befehl.«

»Soll das eine Antwort sein? Sie hätten es doch sicher vermeiden können. Den meisten scheint es zu gelingen. Sie müssen einen Glauben an das haben, was Sie tun.«

»Ich weiß nicht. Ich konnte mich noch nie aus einer ordentlichen Keilerei heraushalten. Vielleicht ist es das.«

Sie seufzte. »Ich hatte besser von Ihnen gedacht, Dominic.«

»Wie bitte?« Flandry murmelte eine Entschuldigung. Sie half ihm über die Peinlichkeit des Augenblicks hinweg.

»Ich möchte wissen, was Ihnen wichtig ist. Sie sind die Zukunft. Was hat Ihnen die Erde gegeben, daß Sie als Gegenleistung Ihr Leben aufs Spiel setzen?«

»Nun – ich denke, ah, Protektion, eine Ausbildung und so.«

»Karge Geschenke«, sagte sie. »Sie waren arm?«

»Eigentlich nicht. Ich bin der uneheliche Sohn eines

kleinen Adligen. Er schickte mich auf gute Schulen und zuletzt auf die Marineakademie.«

»Aber Sie waren kaum jemals zu Hause?«

»Nein. Das war gar nicht möglich. Ich meine, meine Mutter war damals an der Oper. Sie mußte an ihre Karriere denken. Mein Vater ist ein Privatgelehrter, und seine Studien gehen ihm über alles. Was sonst noch ist, scheint für ihn mehr nebensächlich zu sein. Das ist eben seine Art. Meine Eltern haben ihre Pflicht mir gegenüber erfüllt. Ich kann mich nicht beklagen.«

»Jedenfalls tun Sie es nicht.« Sie berührte seine Hand.  
»Mein Vorname ist Persis.«

Flandry schluckte.

»Was für ein hartes Leben Sie hatten«, meinte sie sinnend. »Und doch kämpfen Sie für das Imperium.«

»Wirklich, mein Leben war nicht schlimm ... Persis.«

»Gut! Sie machen Fortschritte.« Diesmal ließ sie ihre Hand auf der seinen liegen. »Warum sind Sie bei mir so schüchtern?«

Er zog sich in seinen Sessel zurück. »Ich-ich, sehen Sie, ich hatte nie Gelegenheit, zu lernen, ah, wie man sich benimmt, ich meine, in so einer Situation ...«

Sie war so nahe, daß er ihre Körperwärme zu spüren glaubte.

Sie hatte ihre Augen halb geschlossen. »Nun haben Sie die Gelegenheit«, flüsterte sie.

Später, in ihrer Kajüte, stützte sie sich auf einen Ellbogen und betrachtete ihn lange. Ihr Haar floß über seine Schulter. »Und ich dachte, ich wäre deine erste gewesen«, sagte sie.

## 9.

Ardaig, die ursprüngliche Hauptstadt, war um die Bucht herumgewachsen, wo der Fluß Oiss sich in den Wildwidh-Ozean ergoß, und ihr Hinterland war bis zu den Ausläufern der östlichen Berge ein einziges Siedlungsgebiet geworden. Trotzdem hatte die Stadt ihre alte Atmosphäre behalten. Ihre Bürger waren traditionsbewußter, kultivierter und dem Müßiggang zugeneigter als anderswo. Ardaig war das kulturelle und künstlerische Zentrum Merseias. Obgleich der Große Rat immer noch einmal im Jahr hier zusammentrat und die Burg Afon immer noch die Hauptresidenz des Roidhuns war, hatte sich das Schwergewicht der Regierungstätigkeit nach dem antipodischen Tridaig verlagert. Diese neue Hauptstadt war jung, technologisch orientiert, von brüllendem Verkehrslärm erfüllt, von Leben überschäumend, durchzuckt von fiebrigen Ausbrüchen der Gewalttat, Metropole der Industrie, des Handels und des Verbrechens. Darum hatte es Überraschung ausgelöst, als Brechdan Ironrede bestimmt hatte, daß das neue Marineministerium bei Ardaig errichtet werden sollte.

Auf Opposition stieß er nicht. Er war nicht nur Vorsitzender des Großen Rates; bis zu seiner Berufung in die Verwaltung war er Angehöriger der Marine gewesen und hatte es dort zum Flottenadmiral gebracht. So war es ganz natürlich, daß seine besondere Liebe und Förderung der Marine galt. Charakteristischerweise hatte er es verschmäht, Gründe für seine Entscheidung zu nennen. Es war sein Wille, und so hatte es zu geschehen.

Tatsächlich hätte er nicht einmal sich selbst logisch

unanfechtbare Gründe angeben können. Wirtschaftliche Gesichtspunkte, Entballung, Regionalausgleich, alle diese Argumente ließen sich mit Gegenargumenten beantworten. Er schätzte es, daß er von Ardaig aus nur einen kurzen Luftsprung zu machen hatte, wenn er sich in die heitere Stille seines privaten Landsitzes Danghodan zurückziehen wollte, aber er hoffte und glaubte, daß diese Überlegung ihn nicht beeinflußt hatte. Auf irgendeine obskure Weise war ihm klar, daß das Instrument, das wie kein anderes Merseias Schicksal war, von Merseias ewiger Stadt aus geführt werden mußte.

Und so erhob sich der Turm, daß sein Schatten im Abendlicht einen breiten Balken über die ganze Stadt legte. Flugmaschinen umschwärmten die hochgelegenen Landeplätze wie Seevögel. Nach Einbruch der Dunkelheit verwandelte der Lichtschein aus ungezählten Fenstern das gigantische Bauwerk in ein flimmerndes, scheinbar körperloses und unwirkliches Etwas, und das Leuchtfeuer auf der Spitze verscheuchte die Sterne. Trotzdem zerstörte das Haus der Admiralität, wie es genannt wurde, nicht das alte Stadtbild Ardaigs. Dafür hatte Brechdan gesorgt. Es lag fünf Kilometer vom Stadtkern entfernt und bildete so einen Gegenpol, eine moderne Antwort auf die alte Stadtsilhouette mit ihren Türmen und Kuppeln. Die oberste Etage, über der nur noch eine Ebene mit technischen Anlagen und Verkehrseinrichtungen lag, war sein eigener Bereich.

An diesem Abend war er allein. Außer ihm hatten nur drei seiner Vertrauten Zutritt zum Allerheiligsten. Wollten sie zu ihm, mußten sie an einem Wachtposten vorbei durch einen leeren Vorraum, wo sie Gesicht und Hände vor eine photoelektrisch gesteuerte Abtastvorrichtung zu halten

hatten. Erst nach ihrer positiven Identifizierung öffnete sich die innere Panzertür. Begehrten mehrere Zutritt, mußte sich jeder einzelne identifizieren lassen. Der Vorschrift wurde durch eine Alarmanlage und automatische Strahlfeuerwaffen Nachdruck verliehen.

Die Möblierung seines Büros war zweckmäßig und nicht extravagant: Schreibtisch, Stahlkammer, Rechenanlage, Diktatschreiber, Fernsprecheinrichtungen. Er drückte auf einen der Knöpfe, und sein Ruf ging als unkenntlich gemachtes Geräusch in den Äther hinaus. Fünfehtausend Kilometer entfernt – ein Drittel des Planetenumfangs – erreichte er das Ohr dessen, für den er bestimmt war.

»Du hast mich geweckt«, knurrte Schwylt. »Konntest du nicht eine anständige Tageszeit wählen?«

Brechdan lachte. »Die wäre für mich unanständig gewesen. Diese Sache mit Therayn hat nicht Zeit bis zur nächsten Konferenz. Ich habe die Situation überprüft und halte es für zweckmäßig, so schnell wie möglich eine Flotte hinzuschicken, zusammen mit einem geeigneten Nachfolger für Gadrol.«

»Leicht gesagt. Gadrol wird damit nicht einverstanden sein, und das mit Recht, und er hat mächtige Freunde. Außerdem sind da noch die Terraner, und wenn sie von diesem Unternehmen hören, werden sie reagieren, obwohl es weit von ihren Grenzen entfernt stattfindet. Wir brauchen eine Prognose ihres Verhaltens, und wie sich das auf die Verhältnisse auf Starkad auswirken wird. Ich habe Lifrith und Priadwyr bereits verständigt. Je früher wir vier uns über das Problem aussprechen können, desto besser.«

»Das läßt sich im Moment schlecht einrichten. Die Delegation der Terraner ist heute eingetroffen. Nachher findet ein Begrüßungsempfang statt.«

»Was?« Schwylt zeigte Erstaunen und Unwillen. »Einen von ihren stumpfsinnigen Riten? Ist das dein Ernst?«

»Leider. Und die nächsten Tage muß ich ihnen zur Verfügung stehen. Für ihre Begriffe wäre es ein schlimmer Verstoß gegen die Höflichkeit, wenn der Premierminister von Merseia den Vertreter seiner Majestät links liegen lassen würde.«

»Was kann bei den Gesprächen schon herauskommen? Das ist doch nur ein Manöver, um uns Sand in die Augen zu streuen! Ich sehe die ganze Sache als Farce an.«

»Gewiß. Aber wir müssen so tun, als ob wir darauf eingingen. Wenn wir nicht vorsichtig taktieren, könnte uns die Entwicklung aus der Kontrolle geraten, und wir müßten unsere Aktionspläne vorzeitig verwirklichen. Außerdem möchte ich wissen, wie ernst es ihnen mit einer Regelung der Starkad-Affäre ist. Wenn sie es ehrlich meinen, werde ich ihre Hoffnungen ermutigen. Auf diese Weise können wir den Schock dämpfen, den wir mit unserer Besetzung Therayns auslösen werden. Alles das aber heißt, daß ich die Gespräche, Einladungen und Zusammenkünfte mehr in die Länge ziehen muß, als ich es ursprünglich beabsichtigte. Es ist wichtig, daß ich mit den Köpfen der Delegation persönliche Bekanntschaft schließe.«

Schwylt zog eine Grimasse. »Du hast einen sehr merkwürdigen Geschmack bei der Auswahl deiner Freunde.«

»Denkst du an dich?« spottete Brechdan. »Paß auf. Der Plan für Starkad ist alles andere als eine Straße, die wir bloß zu gehen brauchen. Die Situation muß beobachtet und entsprechend den neuen Entwicklungen modifiziert werden, jeden Tag aufs Neue. Etwas Unvorhergesehenes, ein brillanter Schachzug der Terraner, ein Nachlassen ihrer

Moral, ein Meinungsumschwung unter den Eingeborenen – alles ist in dieser prekär ausbalancierten Situation wichtig und kann eine völlige Neuplanung unserer Strategie erforderlich machen. Je genauer die Daten sind, die wir besitzen, desto besser können wir beurteilen, was zu tun ist. Wir müssen nicht nur auf ihre militärischen Aktionen achten, sondern wir müssen auch ihre Gefühle kennen und zu beeinflussen lernen, was um so schwieriger ist, als sie eine fremde Rasse sind. Wir brauchen Einfühlungsvermögen und taktisches Geschick, wenn wir verhindern wollen, daß sie Starkad zu einem Vorposten ihres Imperiums machen, zu einer Speerspitze, die auf unser Herz zielt. Richten wir uns nach diesen Regeln, wird es viel leichter für uns sein, ihren Einfluß auf Starkad zu beseitigen und der Gefahr durch schnelles, sicher zupackendes Handeln ein Ende zu machen.«

Schwylt beäugte ihn zweifelnd. »Ich habe den Verdacht, daß du sie magst.«

»Wieso, das ist kein Geheimnis«, antwortete Brechdan. »Sie waren einmal großartige Leute. Sie könnten es wieder sein, wenn es auch nicht wahrscheinlich ist.«

»Was machen wir mit Therayn?« wollte Schwylt wissen.

»Ihr drei übernehmt die Sache«, sagte Brechdan. »Ich werde von Zeit zu Zeit Ratschläge geben, aber ihr habt volle Autorität. Sobald sich die Lage nach der Übernahme des Planeten genügend stabilisiert hat, können wir alle zusammenkommen und die Auswirkungen auf Starkad und unsere Beziehungen mit den Terranern durchsprechen.«

»Wie du willst«, sagte Schwylt und nickte. »Gute Jagd.«

»Gute Jagd.« Brechdan unterbrach die Verbindung. Er blieb bewegungslos sitzen. Der Tag war ihm lang geworden. Seine Knochen waren steif, und sein Schwanz



schmerzte unter dem Gewicht seines Körpers. Ja, dachte er, man wird alt. Zuerst merkt man es kaum; ein Abstumpfen der Sinne, ein Nachlassen der Kräfte – und dann findet man sich plötzlich über Nacht in einer Strömung wieder, die einen so schnell davonträgt, daß die Landschaft wie verwischt erscheint, und von vorn hört man das Donnern des Katarakts ...

Am liebsten wäre er nach Haus geflogen, hätte die reine Luft von Danghodaan geatmet, einen Spaziergang durch den Garten gemacht und sich dann ins Bett fallen lassen. Aber man erwartete ihn in der Botschaft der Terraner. Und danach mußte er zurückkommen und mit diesem Geheimagenten sprechen – wie hieß er noch? – Dwyr, richtig. Besser, er bereitete sich gleich darauf vor, den Rest der Nacht in seinem hiesigen Privatgemach zu verbringen.

Er straffte die Schultern, nahm eine Stimulanspille und verließ das Büro.

Im Gebäude der Admiralität wurde Tag und Nacht gearbeitet. Er hörte das Summen und Klappern, das Fußgetrappel und die Stimmen durch die geschlossene Tür des Vorraumes. Weil er einfach nicht die Zeit hatte, mit jedem Offizier, Techniker und Wachtposten Grüße und Belanglosigkeiten auszutauschen, benützte er diesen Ausgang selten. Eine andere Tür öffnete sich auf seinen Privatkorridor, der schnurstracks zum Landeplatz führte, wo stets eine Maschine für ihn bereitstand.

Als er die Plattform betrat, war die Luft feucht und kühl und wohltuend. Das Dach schirmte ihn gegen das grelle Licht des Leuchtfeuers ab, und er konnte die Stadt klar zu seinen Füßen liegen sehen.

Ardaig hatte nichts von der hektisch bunten Lichterglut irdischer Städte. Bodenfahrzeuge verkehrten nur auf

wenigen breiten Alleen und waren im übrigen auf unterirdische Schnellstraßen beschränkt. Die meisten Straßen und Plätze blieben Fußgängern und Reitern vorbehalten. Im Gegensatz zu Handelszentren mit ausgebauten Zulieferungssystemen fand man in Ardaig keine Warenhäuser und Großeinkaufsstätten. Die Läden waren kleine Unternehmen, die oft über mehrere Generationen hinweg im Besitz einer Familie waren. Tridaig brüllte. Ardaig murmelte unter seiner salzigen Seebrise. Zwei der vier Monde standen am Himmel, Neihevin und Seith, und ihr silbriger Schimmer lag über Stadt und Hügeln.

Brechdans Pilot kreuzte die Arme und verbeugte sich. Der Alte war eigentlich überflüssig, weil die Regierungsmaschinen sämtlich mit Robotpiloten ausgestattet waren. Aber seine Familie hatte den Ironredes schon immer gedient. Die Leibwächter salutierten und folgten Brechdan in die Maschine. Sie schnurrte davon.

Das Stimulans wirkte. Brechdan fühlte sich erfrischt, von neuer Energie erfüllt. Entspanne dich, sagte er sich, sei geduldig und warte ab ... Wenn es schon zu einem Krieg kommt und wir die Terraner auslöschen müssen, werden wir das Universum jedenfalls von einer Unmenge leeren Geschwätzes befreien.

Sein Ziel war eine Beleidigung für die Augen, eine Ansammlung von Residenzen und Bürogebäuden im vulgären Blasenstil des frühen Imperiums vor vierhundert Jahren. Damals war Merseia ein aufstrebender Planet gewesen, der eine ständige Gesandtschaft wert aber nicht bedeutend genug war, um Standort oder Architektur selbst zu bestimmen. Der Qugothügel befand sich seinerzeit ein gutes Stück außerhalb der Stadt. Später hatte Ardaigs

Wachstum ihn eingekreist, und aus der Gesandtschaft war eine Botschaft mit Hunderten von Angestellten geworden.

Brechdan schritt zwischen Rosenbüschen die Auffahrt hinauf. Am Portal nahm ein Bediensteter seinen Mantel, und ein betretter Portier, groß wie er selber, meldete ihn an. In der Halle sah er den üblichen Haufen geckenhaft gekleideter Zivilisten, gespreizt gravitätischer Offiziere und Attachés – und dort in der Ecke, das mußten die Neuankömmlinge sein. Graf Oliveira von Ganymed, der kaiserliche Botschafter, eilte herbei. Er war ein älterer Mann, mager und zerstreut, dessen Fähigkeiten Brechdan einmal zu einer unangenehmen Überraschung verholten hatten.

»Willkommen, Kanzler«, sagte er in Eriau und begleitete seine Worte mit einer zeremoniellen Verbeugung. »Wir sind erfreut, daß Sie uns mit Ihrer Anwesenheit beehren.« Er führte Brechdan über das spiegelnde Parkett. »Darf ich Sie mit dem Sonderbeauftragten seiner Majestät bekannt machen? Graf Markus Hauksberg von Ny Kalmar.«

»Ich bin geehrt, Kanzler«, sagte Hauksberg. (Lässige Haltung, von der körperlichen Kondition Lügen gestraft. Augen, die einen unter halbgeschlossenen Lidern genau beobachten. Akzentfreie Aussprache. Vorsicht.)

»... Oberst Max Abrams.«

»Die Hand des Vach Ynvory ist mein Schild.« (Barbarischer Akzent, aber fließend. Worte und Gesten selbstbewußt; nichts Verlegenes. Graue Haare, gedrungene Figur, militärische Haltung, der Blick eines Gegners. Das ist also der Kerl, der von Starkad mitgekommen ist. Auch den muß man im Auge behalten.)

Weitere Begrüßungen. Brechdan entschied bald, daß außer Hauksberg und Abrams keiner eine über das von der

Höflichkeit gesetzte Maß hinausgehende Beachtung verdiente.

Der Empfang hatte begonnen. Man stand in kleinen Gruppen herum und versuchte mit den merseischen Gästen Konversation zu treiben.

Brechdan nahm ein Glas Wein an und verzichtete auf kaltes Büfett und Erfrischungen. Er zirkulierte von einer Gruppe zur anderen schlendernd im Raum, bis er glaubte, der erwarteten Kontaktfreudigkeit Genüge getan zu haben, dann steuerte er den Grafen Hauksberg an.

»Ich hoffe, Sie hatten eine angenehme Herreise«, begann er.

»Ein wenig langweilig«, erwiderte Hauksberg, »bis Ihre Eskorte zu uns stieß. Ich muß sagen, ein großartiges Manöver. Und die Ehrenformation nach unserer Landung war noch besser. Ich hoffe, es hat niemand etwas dagegen gehabt, daß ich das Schauspiel filmte.«

»Gewiß nicht, vorausgesetzt, Sie haben die technischen Anlagen des Landeplatzes nicht zum Gegenstand Ihrer Motivsuche gemacht.«

»Haha! Übrigens – Ihr Außenminister ist ein wenig steif, nicht wahr? Er brauchte eine Weile, um aufzutauen. Ich mußte mich erst erbötig machen, ihm meine Beglaubigung zu zeigen.«

Brechdan nahm Hauksbergs Arm und führte ihn in einen leeren Winkel. Alle verstanden den Hinweis. Der Empfang ging weiter, aber niemand näherte sich auf Hörweite den beiden, die unter einem bombastischen Ölgemälde des Kaisers Platz nahmen.

»Und wie war Starkad?« fragte Brechdan.

»Wenn ich meine eigenen Eindrücke in zwei Worten zusammenfassen sollte, würde ich sagen: düster und

faszinierend. Waren Sie jemals dort?«

»Nein.« Manchmal war Brechdan versucht, Starkad einen Besuch zu machen. Es war lange her, daß er einen von der Planeten betreten hatte. Nun, in den nächsten Jahren war nicht daran zu denken. Es kam darauf an, Starkads Bedeutung herunterzuspielen. Vielleicht später ... Seine Vernunft sagte ihm, daß er hoffe, ein Besuch werde nicht nötig sein. Es war leichter, über eine Welt zu entscheiden, die man nur aus Berichten und Meldungen kannte, die nicht mit persönlichen Erinnerungen verknüpft war und deren Einwohner man nicht in ihrem täglichen Leben gesehen hatte.

»Nun ja, es liegt wohl kaum in Ihrer Interessensphäre, nicht wahr?« fuhr Hauksberg fort. »Um so erstaunlicher fanden wir Merseias Bemühungen.«

»Das Roidhunat hat seine Haltung wieder und wieder erläutert.«

»Gewiß. Aber ich wollte sagen, daß, wenn Sie uneigennützig Wohltätigkeit üben wollen, es doch zweifellos ähnlich Bedürftige näher der Heimat gibt.«

Brechdan zuckte die Achseln. »Ein Handelsstützpunkt in der Region Beteigeuze wäre nützlich. Starkad ist nicht ideal, weder der Lage nach noch in seinen sonstigen Lebensbedingungen, aber es ist annehmbar. Wenn wir zugleich die Dankbarkeit und Freundschaft einer talentierten und vielversprechenden Spezies gewinnen können, gibt das den Ausschlag.« Sein Blick wurde schärfer. »Die Reaktion Ihrer Regierung war peinlich.«

»Aber vorausszusehen.« Hauksberg streckte bequem die Beine von sich. »Um auf beiden Seiten Vertrauen aufzubauen, das die Voraussetzung für ein allgemeines Abkommen ist, muß die Pufferzone zwischen unseren

Reichen unverletzt bleiben. Ich möchte hinzufügen, daß das Landvolk nicht weniger talentiert und schutzwürdig ist als das Seevolk. Die Frage nach der ersten Aggressionshandlung ist längst bedeutungslos geworden. Seiner Majestät Regierung fühlt sich moralisch verpflichtet, dem Landvolk zu helfen, bevor seine Kultur untergeht.«

»Wer ignoriert die Bedürftigen näher der Heimat?« fragte Brechdan trocken.

Hauksberg wurde ernst. »Kanzler, der Konflikt kann beendet werden. Sie werden Meldungen über unsere Bemühungen empfangen haben, im Gebiet der Zletovarsee Friedensgespräche einzuleiten. Wenn Merseia sich diesen Bestrebungen anschliesse, könnte eine Regelung erreicht werden, die den ganzen Planeten umfaßt. Was die Frage von Handelsstützpunkten betrifft, so ist nicht einzusehen, warum wir nicht zusammen einen errichten können. Das wäre ein großer Schritt auf dem Weg zu wahrer Verständigung und Freundschaft, meinen Sie nicht auch?«

»Vergeben Sie mir die direkte Frage«, parierte Brechdan, »aber ich möchte gern wissen, warum der Chef des militärischen Nachrichtendienstes auf Starkad an Ihrer Friedensmission teilnimmt.«

»Er ist als Berater mitgekommen«, sagte Hauksberg. »Als ein Berater, der die Eingeborenen besser kennt als jeder andere, der abkömmlich gewesen wäre. Möchten Sie mit ihm sprechen?« Brechdan zuckte mit der Schulter, und Hauksberg winkte einen Diener heran und schickte ihn fort.

Abrams löste sich aus einer Gruppe Botschaftsangestellter, kam herüber und salutierte.

»Kein Zeremoniell, Abrams«, sagte Hauksberg. »Wir verhandeln nicht offiziell. Ein gegenseitiges Aushorchen,

weiter nichts. Bitte erläutern Sie unserem Gast, welche Absichten Sie hier haben.«

»Ich stehe mit den Tatsachen zur Verfügung, die ich weiß, und mit meinen Meinungen, was immer sie wert sein mögen, falls jemand mich danach fragen sollte«, sagte Abrams. »Ich rechne nicht damit, oft zu Rate gezogen zu werden.«

»Warum sind Sie dann gekommen?« fragte Brechdan.

»Nun, Kanzler, ich hoffte allerdings, auch eine Menge Fragen stellen zu können.«

»Setzen Sie sich doch«, forderte Hauksberg ihn auf.

Abrams ließ sich in einen der unbequemen altmodischen Sessel fallen. »Ich danke verbindlichst«, sagte er in einem Tonfall, der seine Worte Lügen strafte. Er prostete ihnen mit seinem Whiskyglas zu, trank und sagte: »Wir wissen auf Erden so wenig von Ihnen. Ich könnte Ihnen nicht sagen, wie viele Bände über Merseia in den Bibliotheken stehen, aber viele sind es nicht, und sie können nicht mehr als einen Bruchteil dessen enthalten, was über dieses große Reich zu wissen wichtig wäre. Es könnte gut sein, daß wir Sie in vielen Punkten mißverstehen.«

»Sie haben Ihre Botschaft hier«, erinnerte ihn Brechdan. »Der Stab umfaßt auch eine Anzahl Xenologen.«

»Nicht genug. Und das meiste von dem, was sie erfahren und lernen, ist auf meiner Ebene irrelevant. Mit Ihrer Erlaubnis möchte ich ungeniert mit möglichst vielen Bürgern Ihres Landes sprechen. Bitte lassen Sie diese Gespräche überwachen, damit nicht der Anschein erweckt wird, ich triebe Spionage oder führte sonst etwas im Schilde. Außerdem hätte ich gern Zugang zu Ihren öffentlichen Bibliotheken.«

»Denken Sie dabei an irgendwelche speziellen

Probleme? Ich helfe Ihnen gern, wenn ich kann.«

»Sehr liebenswürdig von Ihnen. Ich möchte mich auf die Erwähnung eines typischen Punktes beschränken. Über den habe ich mir oft Gedanken gemacht, unsere Unterlagen durchsucht und unsere Xenologen wie auch die Einheimischen befragt, bin aber noch nicht auf eine Antwort gekommen. Wie ist Merseia auf Starkad gestoßen?«

Brechdans Haltung versteifte sich sichtbar. »Bei der Erforschung der Region«, sagte er kurz. »Von niemandem beanspruchter Raum ist für alle Schiffe frei.«

»Aber plötzlich waren Sie da und entfalteten rege Aktivität auf dem verwünschten Planeten. Wie ist es dazu gekommen, daß Sie sich für Starkad interessierten?«

»In früheren Zeiten haben Ihre Leute diese Region ziemlich oberflächlich erkundet«, erwiderte Brechdan gelassen. »Wir waren weniger auf kommerziellen Profit aus, dafür lag uns mehr an objektivem Wissen, also machten wir uns an die systematische Erforschung. Die Eintragung, die wir in Ihrem alten Pilotenhandbuch unter Saxo fanden, ließ Starkad einer eingehenden Untersuchung würdig erscheinen. Auch wir fühlen uns von Planeten mit freiem Sauerstoff und flüssigem Wasser angezogen, so unwohnlich sie sonst auch sein mögen. Wir fanden eine Situation vor, die der Korrektur bedurfte, und sorgten für die Entsendung einer Mission. Es konnte nicht ausbleiben, daß Handelsschiffe auf dem Weg in die Region Beteigeuze häufig unsere Bugwellen in der Nähe von Saxo bemerkten. Einheiten Ihrer Flotte erschienen, und so kam es zu der gegenwärtigen unglückseligen Situation.«

»Hm.« Abrams schaute in sein Glas. »Ich danke Ihnen. Aber es wäre hübsch, noch mehr Details zu erfahren.



Vielleicht ist unter ihnen irgendwo ein Hinweis vergraben, daß von unserer Seite ein Mißverständnis vorlag – schließlich gibt es zwischen uns eine semantische und kulturelle Barriere, nicht?«

»Das bezweifle ich«, versetzte Brechdan unmutig. »Sie können Nachforschungen anstellen, aber bei diesem Gegenstand werden Sie nur Ihre Zeit und Energie verschwenden. Es kann gut sein, daß von unseren ersten Expeditionen in die Nachbarschaft Saxos nicht einmal Aufzeichnungen existieren. Wir sind nicht so besorgt wie Sie, alles auf Band aufzunehmen.«

Hauksberg, der Brechdans Kälte und Ablehnung spürte, leitete geschickt auf ein anderes Thema über. Die Konversation verflachte zu einem Austausch von Banalitäten. Brechdan brachte seine Entschuldigungen vor und verließ den Empfang vor Mitternacht.

Ein böser Gegenspieler, dieser Abrams, dachte er. Einer, der nicht an Verständigung denkt, und darum gefährlich ist. Ihn müssen wir beobachten.

Brechdan lächelte. Sein Geschäft war es nicht, den Bewacher zu spielen. Jeder Schritt, den ein Terraner außerhalb des Botschaftsgeländes tat, wurde von Beamten des Sicherheitsdienstes überwacht.

Immerhin traf es sich gut, daß er im Begriff war, mit einem Geheimagenten zu sprechen, der auf Starkad gewesen war. Vielleicht hatte Dwyr Informationen, die näheren Aufschluß über die Tätigkeit dieses Abrams' gaben. Und der Mann konnte neue Befehle entgegennehmen ...

Im leeren Büro wartete das Ding. Früher war es einmal ein Merseier gewesen, und jung. Das Gesicht war noch bis zur Stirnrundung da, eine chirurgische Maske. Dann ein

Teil des Rumpfes, der linke Arm und vom rechten ein Stumpf. Der Rest war Maschine.

Die Gestalt salutierte mit überraschend weichen und präzisen Bewegungen. Obwohl er nur zwei Schritte vor ihm stand, konnte Brechdan, der über ein gutes Gehör verfügte, kaum das Summen hören, das aus dem Innern Dwyr's kam. »Ich stehe meinem Oberherrn zu Diensten.« Die Stimme hatte einen metallischen Beiklang.

Brechdan erwiderte den Gruß. Er wußte nicht, ob er den Mut gehabt hätte, so amputiert am Leben zu bleiben. »Gut, daß Sie gekommen sind, Arlech Dwyr. Stehen Sie bequem.«

»Die Hand des Vach Ynvory hat meine Anwesenheit gewünscht?«

»Ja, ja.« Brechdan winkte ungeduldig ab. »Lassen Sie die Etikette beiseite. Ich habe genug davon. Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ; ich mußte mich um die Terraner kümmern. Sie haben also im Stab von Fodaich Runeis Nachrichtendienst gearbeitet, nicht wahr? Und Sie sind auch selbst im Feld gewesen? Gut. Erzählen Sie, warum man Sie zurückgeschickt hat.«

»Ich war nützlich, aber nicht unentbehrlich. Die einzige Mission, die nur ich und kein anderer hätte erfüllen können, scheiterte. Ich sollte mir Zutritt ins Büro des Geheimdienstchefs der Terraner verschaffen.«

»Hatten Sie einen Erfolg erwartet?« Brechdan hatte nicht gewußt, daß dieser Dwyr so gut war.

»Selbstverständlich. Ich kann mit elektromagnetischen Sensoren und Meßgeräten ausgerüstet werden, um Stromkreise aufzuspüren. Außerdem habe ich ein gewisses Einfühlungsvermögen für Maschinen entwickelt. Auf einer Ebene unterhalb meines Bewußtseins kann ich erfühlen,

was sie zu tun im Begriff sind, und mein Verhalten darauf einstellen. So hätte ich die Tür öffnen können, ohne einen Alarm auszulösen. Unglücklicherweise und wider Erwarten waren lebende Wächter postiert. In körperlicher Kraft, Schnelligkeit und Beweglichkeit ist dieser Körper dem unterlegen, den ich früher hatte. Ich hätte sie nicht geräuschlos und unauffällig töten können.«

»Glauben Sie, daß Abrams von Ihnen weiß?« fragte Brechdan.

»Nein. Alles deutet darauf hin, daß er aus Gewohnheit übervorsichtig ist. Die Terraner, auf die ich später im Dschungel stieß, konnten mich nicht deutlich sehen. Aber während meines Aufenthaltes im Stützpunkt der Terraner beobachtete ich Abrams in vertrautem Gespräch mit dem anderen, Hauksberg. Dies brachte uns auf den Verdacht, daß er die Delegation nach Merseia begleiten würde, zweifellos in der Hoffnung, Agenten anzuwerben oder auf eigene Faust Spionage zu treiben. Wegen meiner speziellen Fähigkeiten und meiner Bekanntschaft mit Abrams' Arbeitsmethoden glaubte Fodaich Runei, ich sollte den Terranern vorausreisen und ihre Ankunft hier erwarten.«

»Ja, richtig.« Brechdan zwang sich, Dwyr so anzusehen, wie wenn er ein völlig normales Geschöpf wäre, mit einem richtigen Herzen und Lungen. »Sie können in Maschinen eingebaut werden, nicht wahr?«

»Jawohl«, kam es aus dem starren Gesicht. »In Fahrzeuge, Waffen, Detektoren, Werkzeugmaschinen, in alles, was geeignet ist, meine organische Komponente und meine Prothesen aufzunehmen. Ich brauche nicht lange, um mich auf ihre Bedienung einzustellen.«

»Sie werden Arbeit bekommen«, sagte Brechdan. »Ich weiß noch nicht genau, was es sein wird. Ich glaube, wir

müssen uns etwas zu Bewachung unseres Freundes Abrams einfallen lassen. Er wird mit den üblichen Vorrichtungen rechnen; mit Ihnen wird er eine Überraschung erleben. Wenn Sie Ihre Arbeit gut machen, sollen Sie nicht ungeehrt bleiben.«

Dwyr verneigte sich und wartete. Brechdan konnte sich nicht enthalten, einen kameradschaftlichen und mitfühlenden Ton anzuschlagen. »Wie sind Sie zu Ihrer Verletzung gekommen?« fragte er.

»Bei der Eroberung von Janair, Herr. Eine Nuklearexplosion. Das Feldlazarett erhielt mich am Leben und schickte mich zum Hauptstützpunkt zurück. Aber dort fanden die Chirurgen, daß die radioaktive Strahlung einen großen Teil meiner Körperzellen zerstört hatte. Daraufhin verlangte ich, daß man mir den Tod gebe. Sie erklärten mir, daß neue Techniken, die man von Gorrazan übernommen habe, mir ein Überleben sichern und meine Dienste dem Vaterland erhalten könnten. Sie hatten recht.«

Brechdan war verduzt. Irgendwie klang das nicht richtig. Nun, er war kein Biochemiker. Seine Stimmung verdüsterte sich. Warum Mitleid vortäuschen? Mit Toten kann man nicht Freund sein. Und Dwyr war tot. Er hatte kein Herz, keine Organe, keine Eingeweide, Drüsen und Knochen. Er war nur noch ein Gehirn, das mit deringleisigkeit einer Maschine dachte. Man mußte ihn gebrauchen. Dafür waren Maschinen gemacht.

Brechdan schritt eine Runde durch den Raum, die Hände auf dem Rücken, mit unruhig zuckendem Schwanz und nervösen Kopfschmerzen. »Gut«, sagte er endlich. »Besprechen wir die Einzelheiten unseres Vorgehens.«

## 10.

»Oh, nein«, sagte Abrams. »Ich danke der Regierung untertänigst für dieses großzügige Angebot, aber es würde mir nicht im Traum einkommen, soviel Mühe und Ausgaben zu verursachen. Gewiß, die Botschaft hat keine Flugmaschine für mich übrig, aber das Schiff, mit dem wir gekommen sind, die ›Dronning Margrete‹, hat zwei Maschinen an Bord ihrer beiden großen Beiboote. Ich bin überzeugt, daß Graf Hauksberg mir eine dieser im Moment ungenutzten Maschinen für meinen persönlichen Bedarf überlassen wird. Es gibt keinen Grund, Ihre Abteilung zu belästigen.«

Der Merseier am anderen Ende der Leitung warf seine Hände in einer Geste des Entsetzens hoch, daß Abrams sich ein Lachen verbeißen mußte. »Aber gewiß gibt es einen! Der Herr Oberst ist genauso wie Graf Hauksberg Gast unserer Regierung. Wir dürfen uns nicht diskreditieren, indem wir versäumen, Ihnen unsere Gastfreundschaft zu erweisen, soweit es in unseren Kräften steht. Morgen wird eine Maschine für Ihren persönlichen Gebrauch eintreffen. Die Verzögerung ist darauf zurückzuführen, daß sie für Ihren Bedarf mit neuen Sitzen und abgeänderten Bedienungsanlagen ausgerüstet werden mußte. Sie kann sechs Passagiere aufnehmen, besitzt Schlafgelegenheiten und eine kleine Kombüse, die mit allem versehen ist, was wir Ihnen hier bieten können. Sie ist nicht nur für den Luftraum geeignet, sondern Sie können damit auch Planetenumkreisungen machen und, wenn es nötig sein sollte, sogar den entferntesten unserer Monde ansteuern. Ich bitte um Ihr Einverständnis.«

»Verehrter Kollege«, sagte Abrams strahlend, »ich bitte meinerseits darum, daß Sie in Vertretung Ihrer Regierung meinen aufrichtigsten Dank entgegennehmen.«

Sobald er die Verbindung unterbrochen hatte und die Mattscheibe dunkel wurde, platzte er laut heraus. Natürlich konnten die Merseier ihn nicht unbewacht herumfliegen lassen, es sei denn, sie hätten die Möglichkeit, in seinem Transportmittel Abhörgeräte unterzubringen. Und selbstverständlich erwarteten sie, daß er nach solchen Anlagen suchte.

Das tat er denn auch, obgleich er wußte, daß es unnötig war. Nachlässigkeit hätte nur Verdacht erregt. Den Merseiern, die seine schöne neue Maschine ablieferten, erläuterte er die Durchsuchung mit der Notwendigkeit, daß er sich über die Funktionen der Bordanlagen informieren müsse. Die Abhörspezialisten der Botschaft, die er als Helfer angefordert hatte, durchsuchten die Maschine fachgerecht und stellten zu ihrer Verwunderung fest, daß keine Abhöreinrichtung an Bord war. Abrams wußte es besser, und er überzeugte sich auf sehr einfache Weise von der Richtigkeit seiner Annahme: Er wartete, bis er allein an Bord war, dann fragte er. Die Methode, wie man das Ding verborgen hatte, erfüllte ihn mit Bewunderung.

Aber von da an rannte er gegen Wände aus Gummi. Die Tage kamen und gingen, die langen, siebenunddreißigstündigen Tage Merseias. Er verbrachte sie fast alle im Konferenzzimmer des Schlosses Afon, wo Hauksberg und sein Stab mit Brechdans Beamten verhandelten. Gewöhnlich zog man ihn hinzu, weil ein Merseier um Aufklärung irgendwelcher Trivialitäten ersuchte, die mit Starkad zusammenhingen. Hatte er seine Erklärung abgegeben, konnte Abrams nicht wieder gehen.

Das Protokoll verbot es. Er mußte dasitzen und zuhören, während die Verhandlung sich fortschleppte, Fragen, Gegenfragen, stundenlanges Gefeilsche um Belanglosigkeiten der Tagesordnung. Die Merseier verstanden es, Verhandlungen endlos in die Länge zu ziehen.

Einmal, als sie zusammen in die Botschaft zurückkehrten, brachte Abrams die Rede auf diese Ermüdungstaktik. »Ich weiß«, entgegnete Hauksberg ungehalten. Er wurde allmählich hager und hohläugig. »Sie sind sehr mißtrauisch gegen uns. Nun, ich muß sagen, nicht ganz ohne Grund. Wir müssen guten Willen zeigen und beharrlich sein. Solange geredet wird, wird nicht geschossen.«

»Auf Starkad wird geschossen«, brummte Abrams. »Unsere Admiralität wird nicht in alle Ewigkeit abwarten, bis Brechdan seine Kommata gezählt hat.«

»Morgen geht ein Kurier ab, dem ich einen Zwischenbericht mitgebe. Wir kommen ja voran, vergessen Sie das nicht. Merseia ist stark an einem Abkommen über regelmäßige gemeinsame Beratungen auf Ministerebene interessiert.«

»Ja. Eine großartige Idee«, knurrte Abrams verstimmt. »Das wird unseren Versöhnungsaposteln zu Hause politisches Oberwasser geben, solange es Brechdan gefällt, das Spiel mitzuspielen. Ich dachte, wir seien hergekommen, um die Sache mit Starkad zu regeln.«

»Und ich dachte, ich sei der Chef dieser Mission«, versetzte Hauksberg. »Überlassen Sie die Wahl der Verhandlungstaktik gefälligst mir, Oberst. Ich habe Ihnen bereits auseinandergesetzt, daß die erste und wichtigste Aufgabe der Abbau des Mißtrauens sein muß. Nur so kann

man Meinungsverschiedenheiten beilegen.«

\*

An Tagen, da er nicht einer Konferenz beiwohnen mußte, ging Abrams in Bibliotheken und führte Gespräche mit Einheimischen. Die Merseier zeigten sich äußerst höflich und hilfsbereit. Sie überhäuferten ihn mit Büchern und Zeitschriften. Beamte, Offiziere und Wissenschaftler gewährten ihm stundenlange Interviews. Aber er erfuhr praktisch nichts von dem, was er wissen wollte.

Auch das war eine Art Hinweis. Das Fehlen genauer Informationen über die frühen Reisen der Merseier in die Region Saxo mochte an einer gewissen Schlamperei bei der Archivierung oder der Aufzeichnung liegen, wie Brechdan angedeutet hatte. Aber Stichproben zeigten Abrams, daß die Dokumentation bei anderen Planeten besser war. Starkad schien irgendeine geheime Bedeutung zu haben.

Anfangs hatte Abrams sich bei seiner mühseligen Arbeit von Flandry helfen lassen. Dann kam eine Einladung. Ob Fähnrich Flandry geneigt sei, den Planeten in Gesellschaft einiger junger Merseier seines Alters und Ranges zu bereisen, um diese Welt besser kennenzulernen und um der Verständigung zwischen den beiden Rassen zu dienen?

»Würde Ihnen das gefallen?« fragte Abrams.

Flandry richtete sich hinter dem Schreibtisch auf und hielt sein schmerzendes Kreuz. »Und ob. Im Moment ist mir so zumute, daß ich am liebsten jede Bibliothek des Universums bombardieren möchte. Aber Sie brauchen mich hier, nehme ich an.«

»Das stimmt. Das Ganze kommt mir wie ein Trick vor,



mit dem man mich noch mehr lahmlegen will. Aber Sie können trotzdem gehen.«

Flandry gaffte. »Ist das Ihr Ernst?«

»Klar. Wir sind hier kaltgestellt. Vielleicht können Sie etwas entdecken.«

»Danke, Chef!« Flandry sprang auf. Seine Augen leuchteten.

»Langsam, junger Freund. Das wird kein Erholungsurlaub für Sie. Sie müssen den dekadenten Taugenichts spielen. Halten Sie Augen und Ohren offen, aber plappern Sie ruhig drauflos. Stellen Sie Fragen, hauptsächlich dumme. Und bohren Sie nicht, damit man nicht denkt, Sie spielten den Spion.«

Flandry furchte die Stirn. »Uh ... ich glaube, es würde komisch aussehen, wenn ich nicht hinter Informationen her wäre. Besser wäre es vielleicht, wenn ich mich dabei ungeschickt und tölpelhaft anstellte.«

»Gut. Sie lernen schnell. Ich wünschte, Sie hätten mehr Erfahrung, aber jeder muß mal anfangen, und ich fürchte, Sie werden sowieso nichts von Bedeutung herausbringen. Also verschaffen Sie sich Erfahrung.«

Abrams sah den Jungen davonstürzen. Mochte die Reise auch zu sonst nichts gut sein, würde sie doch die Fähigkeiten des Fähnrichs weiter unter Beweis stellen. Wenn Flandry sich bewährte, würde Abrams ihn wahrscheinlich eigenhändig den Wölfen vorwerfen müssen.

Denn die Dinge durften nicht so lange in der Schwebelage gehalten werden, wie es Brechdan gefiel. Gerade jetzt lagen potentielle Möglichkeiten in der Luft, die nur ein Verräter ungenutzt lassen würde. Nun, da die Dinge sich so entwickelt hatten, daß die Delegation für unbestimmte Zeit

auf Merseia festgehalten wurde, konnte Abrams seine Chancen nicht so wahrnehmen, wie er es geplant hatte. Die klassisch-saubere Operation mußte in eine Explosion umgewandelt werden.

Und Flandry war der Zünder.

\*

Wie fast jede intelligente Spezies hatten auch die Merseier in ihrer geschichtlichen Vergangenheit Tausende von Sprachen und ein Dutzend verschiedene Kulturen entwickelt. Und wie es auch auf der Erde gekommen war, hatte eine die anderen überflügelt und schließlich aufgesaugt. Zu einer absoluten Gleichheit der Rassen war es allerdings nicht gekommen, und darin mochte der Grund zu suchen sein, daß Lannawar es nur zum Gefreiten gebracht hatte und im Moment eine Art Offiziersbursche für die anderen Mitglieder der Gruppe war. Vielleicht fehlte ihm auch der Ehrgeiz, denn er war zweifellos fähig, was sein nahezu unerschöpfliches Repertoire an Geschichten aus seinen Raumfahrerjahren bewies. Und er war auch ein liebenswerter und gutmütiger Kerl.

Er saß gemütlich mit Flandry und Tachwyr zusammen, dessen Rang etwa dem eines Leutnants entsprach. Flandry hatte sich rasch an das legere Verhältnis gewöhnt, das zwischen Offizieren und Mannschaften der merseiischen Streitkräfte herrschte. Statt strenger Trennung, wie sie auf irdischen Schiffen üblich war, gab es eine Vertrautheit, bei der die Offiziere zwar lenkten, aber keine scharfe Kontrolle ausübten.

»Ich sage euch«, dröhnte Lannawar, »Yon war ein seltsamer Planet, und froh war ich, als ich das letzte von

ihm sah. Aber irgendwie, ich weiß nicht, war unseres danach nie wieder ein glückliches Schiff. Nichts ging mehr ganz richtig, versteht ihr? Ohne gegen Kapitän oder Mannschaft zu sprechen, ich war froh über die Versetzung zur Bedh-Ivrich. Runei der Wanderer war ihr Kapitän, und weit hat er uns auf Forschungsfahrt geführt.«

Tachwyr's Schwanzspitze zuckte, und er öffnete den Mund. Irgend jemand war immer in der Nähe, um Lannawars Schwatzhaftigkeit zu bremsen. Flandry, der kaum auf die Erzählung geachtet hatte, wurde mit einemmal munter. Er kam Tachwyr mit seinem Ausruf einen Sekundenbruchteil zuvor. »Runei? Derselbe Runei, der jetzt Fodaich auf Starkad ist?«

»Was? ... Ja, ich glaube, der ist es.« Die Augen im tätowierten grünen Gesicht blinzelten. Eine dicke Hand fuhr in den aufgeknöpften Uniformrock und kratzte den Bauch. »Nicht, daß ich viel darüber wüßte. Ich hatte nie von Starkad gehört, bis ich erfuhr, daß ihr Terraner gekommen seid.«

»Also hat Runei selbst gar nicht an den ersten Reisen nach Starkad teilgenommen?« fragte Flandry.

»Nein, Freund. Damals haben wir die Region Rigel erforscht.« Lannawar griff nach seinem Krug, in dem eine Art Bier schäumte.

»Ich könnte mir denken«, sage Flandry, »daß man sich unter Raumfahrern viele Geschichten erzählt, wenn man von Zeit zu Zeit zusammenkommt, in einer Taverne oder so.«

»Was sonst sollte man sich erzählen? Außer wenn uns gesagt wurde, wir sollten die Schnauzen über das halten, was wir gesehen hatten. Nicht leicht, das, glaub mir, Freund! Nicht, wenn man alle anderen in Grund und Boden

prahlen könnte.«

»Sicher hast du viel über die Region Beteigeuze gehört?« versuchte Flandry es noch einmal.

Lannawar hob seinen Krug, wodurch ihm Tachwyr's mahnender Blick entging. Aber sein Faden war abgerissen, und der Offizier nahm das Ende geschickt auf.

»Bist du wirklich an Anekdoten interessiert, Freund? Ich fürchte, daß uns der gute Lannawar sonst nichts bieten kann.«

Flandry zuckte die Achseln. »Mich interessiert alles, was ich über die Region Beteigeuze hören kann. Schließlich grenzt sie an unser Imperium, und ich habe dort in der Nähe gedient, auf Starkad. Vermutlich werde ich wieder hinkommen. Darum bin ich dankbar für alles, was ihr mir erzählt.« Lannawar setzte den Krug ab, um nach Luft zu schnappen, und Flandry wendete sich an ihn. »Wenn du selbst niemals dort warst, Freund, kennst du vielleicht einen, der die Gegend kennt. Ich möchte natürlich keine Geheimnisse, nur Geschichten.«

Lannawar wischte sich mit dem Handrücken Bierschaum vom Mund. »Nicht viele, die dorthin gefahren sind. Entweder sind sie verstreut oder gestorben. Da war zum Beispiel der alte Ralgo Tamuar, mein Freund aus der Rekrutenzeit. Der war oft dort. Wie der lügen konnte! Aber er ist jetzt in einer der Kolonien, laß mich sehen, welche war es noch?«

»Yqan Lannawar.« Tachwyr sprach ruhig, ohne erkennbare Betonung, aber Lannawar merkte sofort auf. »Ich glaube, wir lassen das Thema fallen. Die starkadische Situation ist kompliziert und verfahren. Wir versuchen unserem Gast Freunde zu sein, und ich hoffe, daß es uns auch gelingt, aber über diesen Streitfall zu reden, errichtet

nur Hindernisse, wo keine sein sollten. Ich nehme an«, setzte er mit einem Seitenblick auf Flandry hinzu, »unser Freund pflichtet uns darin bei?«

»Wie du meinst«, murmelte Flandry.

Verdammt! Er war auf der richtigen Fährte gewesen. Er hätte geschworen, daß die Witterung stimmte. Die Enttäuschung machte ihn krank. Was er eben gehört hatte, war eine Andeutung gewesen, daß die früheren Expeditionen nach Starkad etwas Großes und Besonderes gefunden hatten. Als Resultat hatte sich Verschwiegenheit wie eine Decke darüber gesenkt. Offiziere und Mannschaften, die Bescheid wußten, waren aus dem Blickfeld verschwunden. Ermordet? Nein, sicherlich nicht. Die Merseier wäre nicht die ameisenartigen Monstren, als die sie von der irdischen Propaganda hingestellt wurden. Um einem Raumfahrer den Mund zu schließen, brauchte man ihn nur zu versetzen oder ihm als Alterssitz irgendein behagliches Exil zuzuweisen, das er selbst nie als solches ansehen würde. Selbst für den Posten des Kommandeurs auf Starkad hatte man offenbar einen Offizier gewählt, der nichts über die Geschichte seines Bestimmungsortes wußte und auch später nicht die versteckte Wahrheit erfahren konnte. Ja – und Flandry steigerte sich fieberhaft in seine Vorstellung hinein –, abgesehen von den Teilnehmern an jenen frühen Expeditionen, die nicht mehr zählten, wußten vielleicht nur ein paar Wesen im Universum alles!

Tachwyr gehörte jedenfalls nicht zu ihnen, soviel war klar. Er und seine Kameraden hatten lediglich Befehl, Flandry von gewissen Themen abzubringen. Er glaubte an ihre Aufrichtigkeit und fühlte, daß ihre Freundschaft zu ihm echt war und daß sie von ganzem Herzen für eine friedliche Lösung aller gegenwärtigen Streitfragen waren.

Sie waren gute und anständige Burschen, und er fühlte sich ihnen mehr zugehörig als manchen Menschen.

Trotzdem dienten sie dem Feind, dem wirklichen Feind, ob er nun Brechdan Ironrede hieß oder anders, der etwas Monströses in Bewegung gesetzt hatte, etwas vage Vermutetes und darum um so Bedrohlicheres.

Ich habe nichts herausgebracht, was Abrams nicht schon vermutet hat, dachte Flandry. Aber ich habe ein paar neue Hinweise für ihn. Vier Tage noch, bis ich sie ihm geben kann.

Sein Mund war immer noch trocken. »Wie wär's mit einer neuen Runde?« fragte er.

\*

»Wir machen einen Ausflug«, sagte Abrams.

»Wie bitte?« Flandry zwinkerte.

»Einen kleinen Vergnügungsausflug. Glauben Sie nicht, daß ich auch ein bißchen Entspannung verdient habe? Da wäre zum Beispiel der Getwydh-Wald, ein Gebiet, wo unsere Bewegungsfreiheit nicht beschränkt ist.«

Flandry blickte an der unteretzten Gestalt seines Chefs vorbei aus dem Fenster. Ein Gartenroboter rasselte mit seinen Schermessern über den Rasen. Ein Sekretär des diplomatischen Stabes stand draußen auf einer der Wohnkuppeln und flirtete gelangweilt mit der Frau des Marineattachés. Hinter ihnen stießen Ardaigs alte Türme in den Himmel. Der Nachmittag war heiß und still.

»Sehr gut, Chef«, sagte er.

Sie verließen das Büro und gingen zum Landeplatz, und Flandry fühlte ein Kribbeln sein Rückgrat überlaufen. Die merseiischen Techniker kamen regelmäßig zu Inspektionen

der Luxusmaschine, aber an diesem Nachmittag hielt ein einziger Mann vom Sicherheitspersonal der Botschaft Wache. Neidvoll sah er zu, wie Abrams und Flandry an Bord des langen, blauen, tropfenförmigen Ungetüms gingen. Abrams schloß die Tür und schritt voraus in den Salon. »Getwydh-Wald, Hauptparkplatz«, sagte er. »Fünfhundert Stundenkilometer bei beliebiger Höhe.«

Die Maschine nahm mit anderen Maschinen Kontakt auf. Der Start wurde freigegeben, und die Maschine hob sich geräuschlos über die Baumwipfel.

Abrams durchsuchte seine Uniformtaschen nach einer Zigarre. »Wir könnten einen trinken«, schlug er vor. »Für mich Whisky und Wasser.«

Flandry brachte es, und für sich selbst einen doppelten Cognac. Als er sich wieder gesetzt hatte, war die Maschine etwa sechstausend Meter hoch und befand sich im Horizontalflug. Bei dieser Geschwindigkeit würde es ein paar Stunden dauern, bis sie das Naturschutzgebiet erreichten. Flandry war schon einmal dort gewesen, anlässlich eines Wochenendausflugs, den Oliveira für Hauksberg und Gefolge arrangiert hatte. Er erinnerte sich an riesenhafte Bäume, buntgefiederte Vögel, den starken Geruch von feuchtem Humus und den wunderbaren Geschmack einer Quelle. Aber am lebhaftesten erinnerte er sich an das Gesprenkel von Sonne und Schatten auf Persis' dünnem Sommerkleid. Nun sah er aus dem breiten Fenster den Ozean im Westen, unter sich Felder, Hügelland und vereinzelte Burgen, und im Osten beschneites Bergland.

»Passen Sie auf«, sagte Abrams aus einem Rauchschiefer. »Ich muß Ihnen was erklären.«

Flandry saß steif und nippte nervös von seinem Cognac. »Wenn es vertraulich ist«, sagte er, »sollten wir dann nicht

lieber warten, bis wir angekommen sind?«

»Hier ist es sicher. Sie haben mein Wort.« Abrams starrte finster auf die Zigarre und rollte sie zwischen den Fingern. »Flandry, ich brauche Sie für einen Job. Er könnte gefährlich werden, und angenehm ist er bestimmt nicht. Sind Sie dabei?«

Flandrys Herz pochte hart. »Es wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben, nicht?«

Abrams legte den Kopf auf die Seite und spähte zu ihm herüber. »Keine schlechte Antwort für einen Neunzehnjährigen. Aber ich will wissen, ob Sie auch innerlich dabei sind, mit Kopf und Herz, sozusagen.«

»Ja, Chef. Ich denke schon.«

»Ich glaube Ihnen.« Abrams nahm einen hastigen Schluck und neigte sich vorwärts. »Wie ich die Dinge sehe, hat Brechdan nicht die leiseste Absicht, den Konflikt auf Starkad gütlich aus der Welt zu schaffen. Eine Weile dachte ich, er werde uns vielleicht für irgendeine andere Sache, die er haben will, den Frieden anbieten. Aber wenn das der Fall wäre, hätte er uns nicht so lange hingehalten und wäre längst damit herausgekommen. Die Merseier teilen unsere Vorliebe für forensische Beredsamkeit nicht. Wollte Brechdan ein Abkommen, wäre Hauksberg jetzt mit konkreten Vorschlägen auf der Erde und nicht hier.

Brechdans Leute kommen mit immer neuen Kleinigkeiten und unwichtigen Einwänden. Selbst Hauksberg – und er ist die Geduld in Person – hat allmählich die Nase voll. Das ist vermutlich der Grund, warum Brechdan ihn und seinen Stab auf eine oder zwei Wochen zur Jagd nach Dhangodan eingeladen hat. Erstens bringt das wiederum eine Verzögerung mit sich; zweitens besänftigt er damit den Ärger unseres Grafen. Eine Geste



des guten Willens, verstehen Sie?«

Flandry nickte. »Ich glaube aber, daß der Graf recht hat, und daß Brechdan es ehrlich meint«, sagte er. »Der durchschnittliche Merseier ist jedenfalls aufrichtig und anständig. Davon habe ich mich überzeugt.«

»Sicher, Sie haben recht. Aber wie dem auch sein mag, Starkad ist zu wichtig. Und während wir hier herumsitzen, kann alles mögliche passieren. Ich kam mit der Absicht her, kurz vor unserer Abreise eine gute Schaunummer abzuziehen. Und zuerst sah auch alles gut aus. Aber nun hat sich alles elend lange hingezogen, die Lage hat sich verändert, und meine günstige Gelegenheit könnte vorbeigehen. Wir müssen bald handeln, denn die Chancen dafür werden ständig geringer.

Ich will Ihnen nicht mehr sagen, als ich muß«, fuhr Abrams fort. »Nur dies: Ich habe in Erfahrung gebracht, wo Brechdans Geheimakten sind. Es war nicht schwierig; jeder weiß davon. Und ich glaube, ich kann einen Agenten dort hineinschleusen. Das schwierigste Problem wird sein, wie wir die Information unbemerkt herausbringen. Ich wage nicht abzuwarten, bis wir alle abreisen. In der langen Zeit kann zuviel schiefgehen. Auch kann ich nicht allein vorzeitig aufbrechen. Ich bin zu verdächtig. Es würde so aussehen, als hätte ich erreicht, was immer ich mir vorgenommen haben könnte. Hauksberg selbst würde es mir wahrscheinlich verbieten, weil er – nicht ganz zu Unrecht – vermuten würde, daß ich ihm seine Friedensmission verpfuschen wolle.«

»Sie wollen also, daß ich das Material wegschaffe, wenn Sie es haben?«

»Sie sind gar nicht so dumm, Flandry.«

»Da müssen Sie aber einen sehr guten Draht zum

merseiischen Hauptquartier haben.«

»Ich habe mich schon mit schlechteren behelfen müssen«, sagte Abrams selbstzufrieden.

»Es muß etwas sein, das Sie schon auf Starkad eingefädelt hatten«, sagte Flandry langsam. Er war wie gelähmt.

»Lassen wir das«, sagte Abrams schnell. »Das Geschäftliche ...«

»Nein, ich will Klarheit haben.«

»Sie?«

Flandry starrte an Abrams vorbei wie ein Blinder. »Wenn der Kontakt so gut war«, sagte er, »werden Sie auch eine Warnung vor dem U-Boot-Angriff auf Ujanka bekommen haben. Und Sie haben nichts gesagt. Niemand war vorbereitet. Mit etwas weniger Glück wäre die Stadt zerstört worden.« Er stand auf. »Ich habe die toten Bewohner liegen sehen.«

»Setzen Sie sich!«

»Ein Granatwerfer am Hafen hätte es verhindern können.« Flandry wandte sich zum Gehen. »Männer und Frauen und kleine Kinder wurden in Stücke gerissen, lebendig unter Trümmern begraben, und Sie haben nichts getan!«

Abrams sprang auf. »Halt! Warten Sie!«

Flandry drehte sich mit blitzenden Augen um. »Warum, zum Teufel, sollte ich?« fuhr er ihn an.

Abrams packte seine Handgelenke. Flandry versuchte sich loszureißen, doch der andere hielt ihn fest. Wut verzerrte das dunkle Chaldäergesicht. »Hören Sie mich an!« rief Abrams. »Ich wußte es. Ich wußte, welche Folgen mein Stillschweigen haben würde. Als Sie die Stadt retteten, kniete ich nieder und dankte Gott dafür. Aber

denken Sie doch nach, was geschehen wäre, wenn ich gehandelt hätte! Runei ist nicht dumm. Er hätte gemerkt, daß ich eine Quelle hatte, und für diese Quelle gab es genau eine Möglichkeit. Mein Draht wäre abgerissen. Und ich war schon dabei, ihn zu einer Leitung in Brechdans eigenes Büro zu verlängern. Um die Wahrheit über Starkad zu erfahren. Wie viele Leben könnten dadurch gerettet werden? Nicht nur menschliche, auch andere, merseiische! Gewiß, es ist ein schmutziges Spiel, aber es hat eine Faustregel, die nicht nur praktisch ist, sondern auch eine Ehrensache. Man verrät seine Informanten nicht. Man gibt seine Quelle nicht preis. Das tut man nicht.«

Flandry rang nach Luft. Abrams ließ ihn los, und er ging zurück und warf sich in seinen Sessel. Abrams blieb stehen und wartete.

Flandry blickte auf. »Es tut mir leid«, murmelte er. »Ich bin wohl überreizt.«

»Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen.« Abrams klopfte ihm auf die Schulter. »Einmal mußten Sie es erfahren. Besser jetzt als später von einem anderen. Und wissen Sie, Sie geben mir Hoffnung. Ich fragte mich schon, ob es auf unserer Seite überhaupt noch jemanden gäbe, der das Spiel nicht nur um seiner eigenen faulen Sache willen spielte.«

Er setzte sich. Eine Weile blieb es still zwischen ihnen, dann machte Flandry einen Versuch. »Ich bin jetzt wieder in Ordnung, Chef.«

Abrams grunzte. »Sie werden Ihre Sinne beisammen haben müssen. Ich sehe eine Möglichkeit, die Information bald in die Hände zu bekommen, aber auch das ist mit einem ziemlich schmutzigen Trick verbunden; einem erniedrigenden obendrein. Vielleicht fällt Ihnen eine

bessere Idee ein, aber ich habe es vergeblich versucht.«

»Was ist das für eine Möglichkeit?« fragte Flandry unbehaglich.

»Unser Problem ist dies«, sagte Abrams. »Ich glaube, wir können unbemerkt an die Geheimakten herankommen. Besonders jetzt, wo Brechdan und die drei anderen, von denen ich weiß, daß sie Zutritt in diesen bestimmten Raum haben, nicht in der Stadt sind. Aber auch so würde es merkwürdig aussehen, wenn jemand von uns kurz darauf ohne einen plausiblen Grund abreiste. Ich wüßte einen.«

Flandry fragte: »Welchen?«

»Nun ... wenn Graf Hauksberg Sie mit seiner hübschen Reisegefährtin in flagranti ertappen würde ...«

Flandry sprang auf. »Nie!«

»Bleiben Sie sitzen, Junge. Machen Sie mir nicht weis, die Mäuse hätten nicht gespielt, während die Katze anderswo war. Ich verurteile Sie nicht. Wenn ich nicht ein alter Mann mit besonders festen Vorstellungen von meiner Ehe wäre, hätte ich es vielleicht selbst probiert. Aber dies gibt uns unseren Vorwand. Wir brauchen nur dafür zu sorgen, daß Persis über das Datum der Rückkehr ihres Herrn und Meisters im unklaren bleibt. Was den Rest angeht, so brauchen wir nur der Natur ihren Lauf zu lassen.«

»Nein!«

»Machen Sie sich keine Sorgen um Persis«, meinte Abrams. »Sie wird Schelte bekommen, nicht mehr. Graf Hauksberg ist sehr tolerant. Und sollte sie wirklich hinausgeworfen werden, nun, der Nachrichtendienst hat einen großen Sonderfonds. Aus dem können wir sie auf der Erde ihrem Lebensstil gemäß unterstützen, bis sie sich wieder jemand geangelt hat. Ich habe wirklich nicht den

Eindruck, daß ihr das Herz brechen würde, wenn sie Graf Hauksberg gegen ein neueres Modell eintauschen müßte.«

Flandry errötete bis über die Ohren. Verzweifelt schlug er sich mit den Fäusten auf die Knie. »Ich kann es nicht. Sie vertraut mir.«

»Ich sagte schon, daß es ein Trick ist. Schmeicheln Sie sich mit der Vorstellung, das Mädchen sei in Sie verliebt?«

»Ah – hm ...«

»Sie tun es also. Ich würde es nicht tun. Selbst wenn sie in Sie verliebt sein sollte, eine psychoanalytische Behandlung ist billig, und Persis ist der Typ, der sich nicht unnötig quält. Ich habe mehr Zeit mit Sorgen um Sie verbracht.«

»Und was ist mit mir?« fragte Flandry elend.

»Graf Hauksberg muß an Ihnen Vergeltung üben. Was auch seine Gefühle sein mögen, er kann so etwas nicht ungestraft durchgehen lassen, denn die ganze Botschaft wird davon erfahren, und vielleicht noch Leute auf der Erde, wenn Sie die Szene richtig aufziehen. Nach seiner Rückkehr von Dhangodhan will er einen Kurier nach Hause schicken. Sie werden dann mit demselben Schiff abgeschoben, in Unehren natürlich.

Irgendwie – die Details müssen noch geklärt werden – wird mein Agent mir die Informationen zuspiesen. Ich werde sie Ihnen weitergeben. Auf der Erde werden Sie sich dann mit einem Mann in Verbindung setzen, dessen Tür und Ohr sich Ihnen auf ein Kennwort hin öffnen werden, das Sie von mir bekommen. Anschließend – nun, dann wird es einige überraschte Gesichter geben. Sie sollten mir für eine solche Gelegenheit, von wichtigen Männern bemerkt zu werden, die Stiefel küssen.«

Flandry bewegte sich unruhig und schaute weg, aus dem

Fenster, wo Wolken über Merseias grünes und braunes Gesicht zogen.

»Und was machen Sie und die anderen?« fragte er.

»Wir bleiben hier, bis die Farce vorüber ist.«

»Aber – aber es könnte vieles schiefgehen.«

»Ich weiß. Das ist unser Risiko.«

»Ich weiß nicht«, murmelte Flandry zweifelnd. »Ich könnte ungeschoren davonkommen. Aber später, wenn ein Verdacht aufkommt ...«

»Persis werden sie nichts tun«, sagte Abrams. »Sie ist nicht der Mühe wert. Auch Hauksberg nicht. Er ist Diplomat.«

»Aber Sie. Sie genießen keine diplomatische Immunität.«

»Keine Sorge«, erwiderte Abrams lächelnd. »Ich habe vor, an fortgeschrittenem senilen Verfall zu sterben. Wenn dieses Ziel in Gefahr kommen sollte, habe ich meine Strahlpistole. Lebendig lasse ich mich nicht fangen, und ich werde auch nicht allein aus dem Kosmos gehen. Wie ist es, sind Sie dabei?« Es kostete Flandry seine ganze Kraft, um zu nicken.

## 11.

Zwei Tage später verließ Abrams die Botschaft wieder mit der Maschine. Am Rand des Ozeans schwelte ein Rest Abendrot. Die Dämmerung verhängte Ardaigs Straßen mit ihren Schleiern. Der Luftverkehr war stark und der Robotpilot mußte ständig signalisieren, um seine Flugbahn freizuhalten. Ein dichtes Netz aus Positionsmeldungen und anderen ausgetauschten Daten verband unsichtbar alle Maschinen untereinander und mit den Bodenstationen.

»Erster Beobachter an Nachrichtendienst, Abteilung dreizehn.« Eine Reihe von Kodeworte folgte. »Bitte melden.«

Einige Kilometer entfernt fuhr ein dösender Merseier an seinem Schreibtisch auf. Er gehörte zu den wenigen, die von Dwyr wußten. Bisher hatten sie noch nichts Interessantes erfahren, aber das war gut. Es bewies, daß der Agent der Terraner, über dessen Gefährlichkeit man sie unterrichtet hatte, erfolglos geblieben war. »Abteilung dreizehn an B 1. Dhech am Apparat. Bitte melden.«

»Abrams hat die Botschaft allein verlassen und ist unterwegs zu Fodaich Qwyns Haus.«

»Richtig«, sagte Dhech. »Wir wissen bereits, daß er heute abend dort eingeladen ist.«

»Ich könnte die Maschine verlassen und die Gespräche abhören«, erbot sich Dwyr.

»Nicht notwendig. Qwyn wird uns selbst Meldung machen. Wenn Abrams hofft, nützliche Informationen zu erhalten, wird er enttäuscht werden. Aber möglicherweise ist sein Interesse nur akademischer Natur. Er scheint alle Pläne, Spionage zu treiben, aufgegeben zu haben.«

»Unter meiner Beobachtung hat er jedenfalls nichts Verdächtiges unternommen.« Ein Krachen im Empfänger machte seine letzten Worte fast unhörbar. Dhech erschrak. »Was ist das?«

»Der Sender scheint defekt zu sein«, antwortete Dwyr, der die Störung selbst hervorgerufen hatte. »Müßte bald überprüft werden, sonst verlieren wir die Verbindung.«

»Wir schicken morgen oder übermorgen einen Techniker. Gute Jagd.«

»Gute Jagd.« Dwyr unterbrach die Verbindung, dann schaltete er die Gegensprechanlage an Bord ein. »Ich habe mit Abteilung Dreizehn gesprochen«, sagte er. »Sie sind ahnungslos. Ich habe den Eindruck erweckt, daß mein Sender defekt sei, falls sie mich aus irgendeinem Grund während meiner Abwesenheit sprechen wollen.«

»Sehr gut.« Abrams sprach ruhig, aber er tat einen letzten nervösen Zug aus seiner Zigarre und drückte sie mit unnötiger Heftigkeit aus. »Ich werde mehrere Stunden hierbleiben. Das gibt Ihnen genug Zeit, Ihre Arbeit zu tun und wieder an Bord zu gehen. Aber wenn etwas schiefgeht, kommt es allein auf die Information an. Im Notfall suchen Sie Fähnrich Flandry auf und geben sie ihm. Er wird in Graf Hauksbergs Suite oder in seinem Zimmer sein; Sie haben den Plan der Botschaft. Sorgen Sie dafür, daß das Bordtelefon mit dem Robotpiloten verbunden ist, damit Sie oder er die Maschine jederzeit zurückholen können. Er kennt Sie nicht, aber ich habe ihm gesagt, daß er demjenigen vertrauen soll, der ihm das Kennwort nennt. Haben Sie es behalten?«

»Ja, natürlich. Meschugge. Was bedeutet es?«

»Ist egal.« Abrams grinste. »Ich kann Sie nicht sehen, Dwyr, und ich kann Ihnen nicht die Hand drücken, aber ich



täte es gern. Und eines Tages werde ich hoffentlich Gelegenheit dazu haben.« Die Maschine setzte auf. »Viel Glück.«

Dwyr's elektronischer Blick folgte der gedrungenen Gestalt über den Landestreifen und durch den Garten. Zwei Bedienstete empfingen Abrams und führten ihn zum Haus. Kurz darauf verschwanden sie hinter der Baumkulisse. Niemand sonst war in Sicht. Die Maschine stand verlassen.

Fangen wir an, dachte Dwyr. Seine Entscheidung war frei von Empfindungen. Früher hätte er Angst gehabt, Herzklopfen und feuchte Hände, hätte an seine Frau und die geliebten Kinder und an das Haus auf Tanis gedacht. Aber diese Dinge hatten mit seinem Körper Abschied von ihm genommen. Er konnte sich nicht mehr erinnern, wie diese Gefühle waren. Die einzige Emotion, die ihn nie verlassen hatte und die wie eine schwärende Wunde in ihm brannte, war der Wunsch, wieder alle Gefühle zu erleben.

Ein paar hatte er. Gute Arbeit war ein ästhetisches Vergnügen. Haß und Zorn waren ihm nicht unbekannt, aber kalt, auf eine rationale Ebene reduziert. Er fragte sich, ob sie nicht bloße Gewohnheiten seien, die sein Gehirn aus dem früheren Leben beibehalten hatte.

Er bewegte sich in dem winzigen Raum, wo er lag. Sein lebender Arm trennte seine maschinellen Glieder vom Flugzeug, Stromkreis auf Stromkreis. Er öffnete eine Schiebetür und glitt hinaus. Die Systeme, die ihn funktionsfähig erhielten, waren auf einen kleinen Kraftschlitten montiert. Seine erste Aufgabe mußte sein, ihn gegen einen vielseitigeren Körper auszutauschen.

Er verließ die Maschine und glitt dicht über dem Boden in die Schatten der Büsche. Hier draußen, außerhalb der Stadt, waren die Sterne deutlicher zu sehen. Er machte die

Sonne von Tanis aus, wo Merseier zwischen Bergen und Wäldern wohnten, wo seine Frau Sivilla noch immer mit ihren Kindern lebte. Sie hielt ihn für tot, aber man hatte ihm berichtet, daß sie nicht wieder geheiratet habe und daß die Kinder gut heranwüchsen.

War auch das eine Lüge?

Das Problem, ungesehen in die Stadt zu gelangen, kostete ihn nur einen Bruchteil seiner Aufmerksamkeit. Seine künstlichen Sinne waren für solche Aufgaben gemacht, und mit ihnen hatte er zehn Jahre lang gearbeitet. Der größte Teil seines Bewußtseins hing Erinnerungen nach. Er dachte an den Tag auf Starkad, wo für ihn eine Welt zusammengebrochen war. »Was?« hatte Abrams gebrüllt. »Man konnte Sie nicht regenerieren? Ausgeschlossen!«

»Aber die Strahlungsschäden der Zellen ...«

»Wären sie so schwer gewesen, würden Sie nicht mehr leben. Die Gene steuern den Körper das ganze Leben lang nach einem festliegenden Schema. Und der Regenerationsprozeß verwendet die Chromosomen als biochemische Steuerung für den Gewebeaufbau. Nein, sie sahen eine Chance, ein einzigartiges Werkzeug aus Ihnen zu machen und logen.«

»Sie können mich wiederherstellen?« hatte Dwyr geschrien.

»Unsere Chemochirurgen können es. Aber langsam. Ich könnte veranlassen, daß Sie behandelt werden, und ich würde es auch tun, schon aus ethischen Gründen. Aber Sie wären von Ihrer Familie abgeschnitten. Wir müßten sie auch herausschmuggeln und Sie mit Ihren Angehörigen auf einem Planeten des Imperiums ansiedeln. Dazu fehlt mir die Autorität, und ich könnte es nur erreichen, wenn Sie es

verdient haben. Sie könnten sich verdient machen, indem Sie als Doppelagent arbeiten.«

»Dann bin ich also auch für Sie nichts als ein Werkzeug.«

»Das habe ich nicht gesagt. Ich sagte nur, daß die Zusammenführung Ihrer Familie nicht billig kommen wird. Für die Mannschaft, die Ihre Angehörigen holen wird, sind die Risiken nicht gering. Sie müssen sich erst einen Anspruch darauf erwerben. Wollen Sie das?«

Und ob er es wollte!

Wie er über die Stadt hinschoß, war Dwyr nicht verdächtiger als ein Nachtvogel. Mühelos erreichte er sein Ziel, die oberste Etage einer Kontrollstation, wo nur Computer und lochbandgesteuerte Fernschreiber standen. Er glitt in einen nur ihm zugänglichen Raum, in dem seine Körper und Prothesen verwahrt wurden. Sonst gab es nichts; eine amputierte Persönlichkeit schleppte nicht die kleinen Schätze eines Sterblichen mit sich durch das Leben.

Er hatte seine Wahl bereits getroffen. Nachdem er sich vom Kraftschlitten gelöst hatte, schob er sich an den zweibeinigen Körper heran, der ausgestreckt wie ein metallener Leichnam am Boden lag. Minutenlang war er ohne andere Sinne als Gehör und Gesicht. Der schwache Tastsinn seiner rechten Hand half ihm beim Schließen der Kontakte. Ein stechender Schmerz fuhr durch die Reste seines Körpergewebes. Er war froh, als er die neuen Verbindungen hergestellt hatte. Er stand auf, ging herum und wählte die Werkzeuge aus, die er brauchen würde: Spezialschlüssel und -sensoren, ein Traggestell mit der Flugapparatur, eine Strahlpistole. Wie schwach und unbeholfen er war! Metall und Plastik waren kein guter

Ersatz für Zellen, Nerven, Muskeln und das einzigartige Gerüst aus Knochen. Aber heute abend brauchte er eine unspezialisierte Form. Zuletzt kam die Verkleidung, dann war er fertig. Unbemerkt verließ er seinen Raum und flog davon, dem Gebäude der Admiralität entgegen. Als er sich der Sperrzone näherte, schaltete er sein Funksprechgerät ein und meldete sich bei der Kontrollzentrale. »Absolute Geheimhaltung, bitte«, fügte er hinzu. »Ich handle im Auftrag des Sicherheitsdienstes.«

Er landete. Ein Offizier hatte sich zu den beiden Wachposten gesellt. »Was haben Sie in dieser Etage zu tun?« fragte er mißtrauisch. »Brechdan Ironrede ist nicht in Ardaig.«

»Ich weiß«, sagte Dwyr. »Ich unterstehe seinem persönlichen Befehl und habe drinnen etwas für ihn zu erledigen. Mehr darf ich Ihnen nicht sagen. Sie und Ihre Wachen werden mich hinein- und in einer Weile wieder herauslassen und vergessen, daß ich hier gewesen bin. Unter keinen Umständen dürfen Außenstehende davon erfahren. Die Angelegenheit ist versiegelt.«

»Unter welchem Kennwort?«

Dwyr sagte das Wort, das Brechdan ihm gegeben hatte. »Dreistern.«

Der Offizier salutierte. »Sie können passieren.«

Dwyr ging den Korridor entlang. Als er an der Vorzimmertür war, sah er sich um. Er war allein. Die Tür machte ihm keine Schwierigkeiten. Er betrat den dunklen Vorraum, von dem drei Türen ausgingen, gesicherte Türen. Er war noch nie hier gewesen, aber der Grundriß der Etage war kein Geheimnis, und er kannte die Lage der Räume.

Mit äußerster Vorsicht näherte er sich der richtigen Tür, jeden Sensor voll verstärkt. Die elektronischen Prüfgeräte

mußten feststellen, daß er nicht zum Eintritt berechtigt war, und einen Alarm auslösen. Nein. Nichts. Er befühlte die Tür mit seinem mechanischen Arm. Sie reagierte. Er fühlte die Induktionsströme der Signale und ließ behutsam eigene Impulse einfließen, die als die richtigen Augen- und Handmuster interpretiert würden. Langsam, mit mikrometrischer Genauigkeit, wuchs er in die Anlage hinein, fühlte mit ihr und rief die Reaktionen hervor, die er wollte ... da!

Die Tür schwang geräuschlos auf. Er ging hinein, und sie schloß sich hinter ihm. Er stand in einem dunklen Raum. Ein paar Leuchtskalen und bunte Knöpfe an der gegenüberliegenden Wand zeigten ihm, daß die Datenspeicher betriebsbereit waren. Er brauchte nicht lange, um den Bedienungsmechanismus zu verstehen. Er machte eine Probe. Ein Bildschirm leuchtete auf.

Maxwell Crawford, las Dwyr, dann überflog er den folgenden Text. Ha, der kaiserliche Gouverneur der Region Arachnea stand im Dienst Merseias! Ein Schläfer, der in Reserve gehalten wurde.

Starkad! Auf dem Bildschirm leuchtete eine Zahlenreihe auf. 0.17847, 3°; 14' 22".591, 1818 h.3264 ... Dwyr prägte sie sich automatisch ein, während er vor Schreck erstarrte. Etwas war in der Anlage geschehen. Ein Impuls, ein Stromstoß war ausgelöst worden. Seine Sensoren hatten ihn erfühlt, schwach und kurz wie das Springen eines Uhrzeigers. Vielleicht war es nichts. Trotzdem würde es besser sein, er machte sich schnell aus dem Staub.

Der Bildschirm erlosch. Dwyr's Finger arbeiteten mit fieberhafter Schnelligkeit. Wieder leuchtete die Zahlenreihe auf. Kein Zweifel, sie war das ganze Geheimnis. Sie enthielt Starkads Schicksal. Er wußte

jedoch nicht, was die Zahlen bedeuteten.

Nun, sollte Abrams das Rätsel lösen. Dwyr's Arbeit war getan. Er ging zur Tür. Sie öffnete sich, und er betrat den Vorraum. Die Beleuchtung war eingeschaltet, Türen standen offen. Ein Wächter wartete mit der Strahlpistole im Anschlag. Zwei weitere kamen gerannt.

»Was ist los?« schnarrte Dwyr. Für Angst oder Bestürzung war kein Raum in ihm.

Schweißperlen standen dem Wächter auf der Stirn. »Sie waren in seinem Geheimkabinett!« flüsterte er.

So furchtbar mußte das Geheimnis dieser Zahlenreihe sein, daß sie im Datenspeicher durch eine Extrasperre gesichert war. Wurden die Zahlen angefordert, rief sie um Hilfe.

»Ich bin autorisiert«, erklärte Dwyr barsch. »Wie hätte ich sonst hineinkommen sollen?« Er hob seine Stimme. »Die Angelegenheit unterliegt der Geheimhaltung. Der wachhabende Offizier ist im Bilde. Er kann Ihnen die Bedeutung erklären. Jetzt lassen Sie mich durch.«

»Nein.« Die Strahlpistole in der Hand zitterte stark.

»Wollen Sie wegen Insubordination belangt werden?«

»Ich-ich muß das Risiko auf mich nehmen, Herr. Wir alle müssen es. Sie sind unter Arrest, bis Brechdan Ironrede Ihre Freilassung verfügt.«

Dwyr warf sich zur Seite und feuerte. Der Wächter brach zusammen, ein versengter Klumpen. Aber er hatte zuerst geschossen. Dwyr's lebender Arm war von seinem Körper abgetrennt.

Er verspürte keinen Schock. So lebendig war er nicht. Aber der Schmerz war da, und er taumelte einen Moment wie trunken. Dann reagierten die Homöostaten in seinen Prothesen. Chemische Stimulantia wurden in seine Adern

gespritzt. Elektronische Impulse flossen in die Nervenströme ein, unterdrückten den Schmerz und stoppten die Blutung. Dwyer raste davon.

Die anderen ließen nicht locker, feuerten hinter ihm her und schrien durcheinander. Er fühlte, daß er getroffen wurde, sah im Rennen an sich herunter und bemerkte ein Loch, das seinen Körper vom Rücken zur Brust durchbohrte.

Dann stürzte er auf die Landefläche hinaus. Ein neuer Feuerstrahl traf sein linkes Bein, lähmte es. Er fiel. Die Verfolger kamen näher, und auch die Wachen auf dem Landeplatz schwärmten aus. Er schaltete seinen Flugapparat an. Hinaus ... über die Kante ... hinunter in die Nacht!

Und die Schatten hüllten ihn ein. Seine Maschinerie mußte in lebenswichtigen Teilen getroffen sein. Es wäre gut zu sterben. Nein, noch nicht. Er mußte noch eine Weile aushalten, irgendwie zur Botschaft der Terraner gelangen. Abrams war zu weit, und man würde ihn auf jeden Fall gefangennehmen. Zur Botschaft ... nicht schlappmachen, dröhnte es in seinem Kopf. Nicht ohnmächtig werden ... du mußt diesen Flandry finden ... vielleicht kann er dich retten ... Wenn nicht, wirst du dich wenigstens gerächt haben ... Dunkelheit und stürzende Wasser ...

Dwyer flog über die nächtliche Stadt.

## 12.

»Persis? Wo ... Was-was ist das?« Hauksberg blieb starr vor Schreck in der Türöffnung stehen. Persis stieß einen halberstickten kleinen Schrei aus und griff mit einer sinnlosen Geste nach ihren Kleidern. Flandry sprang auf.

In seiner grünen Jagdkleidung sah der Graf verändert aus, jugendlicher. Sonne und Wind hatten sein Gesicht gebeizt. Seine Starre löste sich. Das Gesicht wurde hart, und die blauen Augen blitzten kalt und zornig. »Soso«, sagte er.

Persis raffte ihre Kleidungsstücke an sich. »Markus ...«

Er beachtete sie nicht. »Sie sind also das Unwohlsein, das sie hatte.«

Flandry stand mit rotem Gesicht da. Er sagte nichts.

»Wie lange geht das schon so?«

»Es ist meine Schuld, Markus«, rief Persis. Sie fing an zu schluchzen.

»Nein, das stimmt nicht«, sagte Flandry. Er hatte sich gefangen und brachte es sogar fertig, Hauksberg anzugrinsen. »Ich muß sagen, es war nicht nett von Ihnen, unangemeldet zurückzukommen. Was nun?«

»Nun stehen Sie unter Arrest, Sie Welp«, sagte Hauksberg. »Gehen Sie in Ihr Zimmer und bleiben Sie dort.«

Flandry beeilte sich zu gehorchen. Alles schien glatt gegangen zu sein, besser als erwartet. Hauksberg war eben ein Gentleman; seine Stimme klang nicht übermäßig erregt, eher geistesabwesend.

Persis streckte ihre Arme nach ihm aus. »Ich sage dir, Markus, es ist meine Schuld«, schluchzte sie. »Laß ihn in



Frieden. Tue mit mir, was du willst, aber laß ihn in Ruhe!«

Er brachte sie mit einer Handbewegung zum Verstummen. »Hör auf zu flennen«, sagte er ärgerlich. »Meinst du, mich interessieren deine Seitensprünge, wenn alles kopfsteht?«

»Was ist geschehen?« fragte Flandry scharf.

Hauksberg drehte den Kopf, musterte ihn schweigend von oben bis unten. »Ich frage mich, ob Sie es wirklich nicht wissen«, sagte er zuletzt. »Das frage ich mich allen Ernstes.«

»Ich weiß absolut nichts!« Flandry traf es wie ein Schlag. Irgend etwas war schiefgegangen.

»Als die Nachricht in Dhangodar eintraf, sind wir natürlich sofort hergeflogen«, sagte Hauksberg. »Im Moment sind sie hinter Abrams her, mit meiner Ermächtigung. Aber Sie – was für eine Rolle haben Sie dabei gespielt?«

Ich muß mal 'raus, dachte Flandry fiebrig. Abrams' Agent muß mich finden. »Ich weiß wirklich nichts, Exzellenz. Ich werde mich in mein Zimmer begeben.«

»Halt!«

Persis saß auf ihrem Bett, das Gesicht in den Händen vergraben, und weinte leise.

»Hiergeblieben«, sagte Hauksberg. »Kein Schritt, verstanden?« Er nahm eine Strahlpistole aus der Tasche und ging rückwärts zum Telefon. »Hm. Abgestellt, wie?« Er drehte den Schalter. »Graf Oliveira, bitte.«

Bleiern lastete die Stille im Raum. Der Bildschirm flackerte auf, und das Gesicht des Botschafters wurde sichtbar. »Hauksberg! Sie hier? Was ist?«

»Eben zurückgekommen«, sagte Hauksberg. »Wir erfuhren von einem Einbruch in Premierminister

Brechdans Geheimarchiv. Der Agent scheint entkommen zu sein. Brechdan beschuldigte mich der Mitwisserschaft. Ein naheliegender Gedanke. Jemand versucht meine Mission zu sabotieren. Um das Schlimmste abzuwenden, habe ich die Merseier bevollmächtigt, Oberst Abrams festzunehmen. Man wird ihn hierher bringen. Halten Sie ihn unter Bewachung.«

»Aber Graf Hauksberg! Er ist Offizier der kaiserlichen ...«

»Wir werden ihn inhaftieren, nicht die Merseier. Auf Grund meiner Vollmachten übernehme ich das Kommando. Keine Einwände, bitte, wenn Sie nicht von Ihrem Posten abberufen werden wollen.«

Oliveira erbleichte. »Ich verstehe. Aber ich muß Sie bitten, mir das in schriftlicher Form zuzustellen.«

»Das wird geschehen, sobald ich dazu komme. Als nächstes haben wir da den jungen Flandry, Abrams' Assistenten. Ich werde ihn selbst verhören, da er gerade hier ist. Aber halten Sie ein paar Männer bereit, daß sie ihn in einen ausbruchsicheren Raum überführen, wenn ich fertig bin. Unterrichten Sie inzwischen Ihren Stab von dem Vorfall, bereiten Sie Erklärungen und Dementis vor und halten Sie sich für einen Besuch von Leuten aus Brechdans Außenamt zur Verfügung.« Hauksberg unterbrach die Verbindung. »Genug«, sagte er. »Nun erzählen Sie. Heraus mit der Sprache.«

Flandry war es, als durchlebte er einen Alptraum. Wirre Gedanken kreisten in seinem Kopf. Was wird aus Abrams? Aus mir? Aus Persis?

»Setzen Sie sich hin.« Hauksberg zeigte mit der Pistole auf einen der Sessel. Mit der freien Hand zog er ein silbernes Etui aus der Brusttasche, ließ es aufschnappen

und steckte sich eine schwarze Zigarre zwischen die Zähne. Er wirkte beinahe entspannt.

Flandry setzte sich. Ein psychologischer Nachteil, zu ihm aufblicken zu müssen. Ja, wir haben ihn sehr unterschätzt. Persis stand mit geröteten Augen an der Wand, hatte fröstelnd die Arme über der Brust gekreuzt und schluckte. »Welches war Ihre Rolle in diesem Spiel?« fragte Hauksberg.

»Keine. Ich weiß nicht – ich meine, wenn ... wenn ich damit zu tun hätte, wäre ich dann hier gewesen?« stammelte Flandry.

»Vielleicht.« Hauksberg steckte das Etui ein und zog sein Feuerzeug. Ein Seitenblick traf Persis. »Und was ist mit dir, mein Kind?«

»Ich weiß nichts«, flüsterte sie. »Und er auch nicht. Ich schwöre es.«

»Ich bin geneigt, dir zu glauben.« Das Feuerzeug kratzte und flammte auf. »In diesem Fall hätte man dich ziemlich zynisch ausgenützt.«

»Das würde er nicht tun!«

»Hm.« Hauksberg ließ das Feuerzeug verschwinden und blies Rauch aus den Nasenlöchern. »Vielleicht seid ihr beide geprellt worden. Das werden wir herausbringen, wenn Abrams mit der Hypnosonde behandelt wird.«

»Das können Sie nicht machen!« rief Flandry entsetzt. »Er ist Offizier!«

»Auf der Erde können sie es, junger Mann. Ich würde es noch in dieser Stunde anordnen, wenn wir die Geräte hier hätten. Natürlich können es auch die Merseier. Wenn nötig, werde ich ein noch viel größeres Aufhebens riskieren und ihn diesen Leuten überstellen. Meine Mission ist zu wichtig, als daß ich sie mir von einem verantwortungslosen

Militaristen torpedieren lasse. Sie könnten uns allen eine Menge Kummer ersparen, indem Sie mir alles erzählen, Flandry. Wenn Ihre Aussage beweist, daß wir nichts damit zu tun haben – verstehen Sie?«

»Wie hätten wir das machen sollen«, babbelte Flandry hilflos. »Sie haben selbst gesehen, wie man uns überwacht.«

»Haben Sie schon mal von Agents provocateurs gehört? Ich war nie so naiv zu glauben, daß Abrams nur zum Vergnügen mitgekommen ist. Warum hat Abrams Sie mitgebracht?« Hauksberg schaltete das Tonbandgerät der Sprechanlage ein, was Flandry noch nervöser machte.

»Nun, ich – das heißt, er brauchte einen Adjutanten.«

Persis straffte ihre Haltung. »Dominic hat sich auf Starkad verdient gemacht«, sagte sie unglücklich. »Er hat für das Imperium gekämpft.«

Hauksberg streifte die Asche von seiner Zigarre. »Bist du wirklich verliebt in diesen Lümmel? Na, ist egal. Vielleicht kannst du auch so sehen, daß ich selbst für das Imperium arbeite. Arbeiten klingt weniger romantisch als kämpfen, aber auf lange Sicht ist es wohl doch ein bißchen nützlicher, nicht? Weiter, Flandry. Was hat Abrams Ihnen über seine Pläne gesagt?«

»Er – er hoffte Informationen zu bekommen. Das hat er nie abgeleugnet. Aber Spionage – nein. So dumm ist er nicht.«

»Wann sind Sie zum erstenmal mit Persis zusammengewesen, und warum?«

»Wir – ich ...« Flandry sah ihre Verzweiflung und schämte sich. Erst jetzt wurde ihm ganz deutlich, was es hieß, ein fühlendes Wesen als Werkzeug zu gebrauchen. »Es war meine Schuld. Hören Sie nicht auf sie. Unterwegs

von Starkad ...«

Die Tür ging auf. Persis kreischte. Hauksberg sprang mit einem Fluch zurück. Ein Ding glitt herein, ein Ding aus versengtem und verbogenem Metall, aus einem Armstumpf blutend, das nur zur Hälfte lebendige Gesicht grau und eingefallen. Klappernd und rasselnd stürzte es zu Boden.

»Fähnrich Flandry«, rief es. Die Stimme schwankte unkontrolliert. In den fotoelektrischen Zellen, die seine Augen waren, flackerte Licht an und aus.

Flandry schauerte zusammen. Abrams' Agent? Abrams' Hoffnung, zerstört und sterbend?

»Los«, hauchte Hauksberg. Die Strahlpistole richtete ihre häßliche Mündung auf Flandry. »Reden Sie mit ihm!«

Flandry preßte die Lippen zusammen und schüttelte den Kopf.

»Ich sagte, reden Sie!« befahl Hauksberg. »Oder ich töte Sie und übergebe Abrams den Merseiern.«

Die liegende Kreatur schien nichts zu hören. »Fähnrich Flandry. Welcher von Ihnen ist es? Schnell. Meschugge. Er hat mir gesagt, ich solle ›meschugge‹ sagen.«

Flandry sprang auf das Ding zu und ließ sich neben ihm auf die Knie fallen. »Ich bin es«, flüsterte er.

»Hören Sie zu.« Die Augen flackerten zusehends trüber, ein Elektromotor in der zerbrochenen Hülle knirschte auf trockenen Kugellagern. »In der Starkad-Akte diese Nummern.«

Als sie nacheinander kamen, zahlte sich Flandrys Training aus. Er brauchte die Zahlen nicht zu verstehen, und er verstand sie auch nicht; er verlangte keine Wiederholung. Jede Zahl brannte sich in sein Gedächtnis ein.

»Ist das alles?« fragte er heiser.

»Ja. Alles.« Eine Hand mit Metallfühlern tastete nach ihm, bis er sie ergriff. »Wollen Sie meines Namens gedenken? Ich war Dwyr von Tanis, früher einmal der Glückliche genannt. Sie machten mich zu diesem hier. Ich wurde in Ihre Maschine eingebaut. Abrams hat mich geschickt. Darum flog er zu einer Einladung, daß er mich unbemerkt aussenden konnte. Aber ein Alarm war im Datenspeicher mit der Starkad-Akte gekoppelt. Bei der Flucht wurde ich beschädigt. Ich wäre eher gekommen, aber ich verlor immer wieder das Bewußtsein. Sie müssen die Maschine rufen und fliehen. Vergessen Sie Dwyr nicht.«

»Wir werden Sie nie vergessen.«

»Gut. Nun lassen Sie mich sterben. Wenn Sie die Brustplatte öffnen, können Sie mein Herz abschalten.« Die Laute verschoben sich ständig, wie in einem übersteuerten Empfänger, aber man verstand deutlich genug, was er sagte. »Ich sehe Sivillas Bild nicht mehr. Mein Gehirn ist vergiftet und hat keinen Sauerstoff. Die Zellen sterben ab. Hier – mein Herz.«

Flandry entzog seine Hand den Metallfühlern und fummelte an der Brustplatte. Es roch nach Öl und verschmorten Isolierungen.

»Nichts da«, sagte Hauksberg. Flandry hörte ihn nicht. Hauksberg kam heran und stieß seine Hand mit dem Stiefel fort. »Lassen Sie das, sage ich. Wir wollen ihn lebendig.«

Flandry taumelte auf die Füße. »Sie können nicht ...«

»Ich kann, und ich will.« Hauksberg atmete schwer; seine Zigarre hatte er weggeworfen. »Großer Gott! Jetzt durchschaue ich die Affäre. Abrams hatte diesen Doppelagenten. Er mußte die Information herausholen und an Sie weitergeben. Abrams hatte sein Alibi und

kalkulierte, ich würde Sie in Schmach und Schande fortschicken, nachdem ich Sie mit Persis ertappte.« Er warf dem Mädchen einen Blick zu. »Kannst du folgen. Liebes? Du warst nichts als ein Objekt.«

Sie wich vor den beiden zurück, eine Hand vor dem Mund, die andere abwehrend der Welt entgegengestreckt. »Sivilla, Sivilla«, kam es vom Boden. »Oh, schnell!«

Hauksberg ging rückwärts zum Telefon. »Wir rufen einen Arzt. Ich glaube, wenn wir schnell sind, können wir den Burschen retten.«

»Verstehen Sie nicht?« rief Flandry. »Diese Zahlen – da ist etwas mit Starkad. Unsere Leute müssen es erfahren.«

»Das überlassen Sie nur mir«, entgegnete Hauksberg. »Ich werde Sie wegen Verrats vor Gericht stellen lassen.«

»Weil ich versucht habe, das Imperium zu retten?«

»Wie kommen Sie zu der Anmaßung? Wissen Sie, was diese Zahlen bedeuten?«

»Nein, aber ...«

»Das ist genug. Sie kommen vor Gericht, weil Sie versucht haben, eine offizielle Friedensmission zu sabotieren. Weil Sie versucht haben, Ihre eigene Politik zu treiben, Sie und Abrams. Halten Sie sich für seine Majestät? Man wird Sie eines Besseren belehren.« Flandry tat einen Schritt vorwärts. Die Pistole kam hoch. »Bleiben Sie stehen!« Hauksbergs freie Hand griff zum Telefon.

Flandry stand über Dwyr. Die Entscheidung über Leben oder Tod hing in der Luft. Persis löste sich von der Wand und rannte auf Hauksberg zu. »Nein, Markus, nein!«

»Aus dem Weg!« Hauksberg hielt die Waffe weiter auf Flandry gerichtet. Persis warf ihre Arme um ihn. Plötzlich umklammerten ihre Hände sein rechtes Handgelenk. Sie ließ sich fallen und zog Hand und Waffe mit sich herunter.

»Nicky!« kreischte sie.

Flandry sprang vorwärts. Hauksberg schlug Persis mit der Faust, um von ihr freizukommen. Sie nahm den Schlag mit dem Kopf und hielt fest. Dann war Flandry da und griff ihn an. Hauksberg versuchte ihn mit der freien Linken abzuwehren, aber er war behindert. Flandry stieß den Arm beiseite und rammte Hauksberg eine linke Gerade in die Magengrube. Der Graf klappte wie ein Taschenmesser zusammen und fiel.

Flandry raffte die Strahlpistole an sich, drückte die Telefonknöpfe. »Flugzeug sofort zur Botschaft«, befahl er in Eriau. Dann schritt er zurück zu Dwyr, kniete nieder und löste die Brustplatte. War dies der Schalter? »Leb wohl, mein Freund«, sagte er leise.

»Ein Moment«, kam es aus der Maschine. »Ich habe sie verloren. Soviel Dunkelheit. Lärm ... Jetzt.«

Flandry drehte den Schalter. Die Augen erloschen, und Dwyr lag still.

Persis kauerte neben Hauksberg; ihre Schultern zuckten. Flandry zog sie in die Höhe. »Ich muß verschwinden«, sagte er. »Vielleicht komme ich noch weg. Willst du mit?«

Sie klammerte sich an ihn. »Ja, ja, ja.« Sie war außer sich. Er umfaßte sie mit dem linken Arm, während er Hauksberg in Schach hielt, der sich keuchend krümmte. »Warum hast du mir geholfen?« fragte er leise.

»Ich weiß es nicht. Bring mich fort von hier!«

»Dann mach dich fertig, schnell.« Sie rannte hinaus. Flandry stieß Hauksberg mit dem Fuß an. »Stehen Sie auf.«

Hauksberg gehorchte, die Hände gegen den Magen gepreßt. »Sie sind verrückt«, keuchte er. »Glauben Sie wirklich, Sie könnten entkommen?«

»Ich werde es versuchen. Sie gehen mit. Wenn es Ärger



gibt, schieße ich mir den Weg frei, und Sie werden als erster dran glauben müssen. Ist das klar?«

Hauksberg sah ihn kopfschüttelnd an. Dann kam Persis in einem feuerroten Kleid herein und nickte ihm zu. »Gehen wir«, sagte er. »Sie zuerst, Graf. Ich einen Schritt hinter Ihnen, wie es sich gehört. Persis, du gehst neben ihm. Beobachte sein Gesicht. Vielleicht versucht er Zeichen zu geben. Wenn er verdächtige Grimassen schneidet, sag es mir, und ich töte ihn.«

»Nein. Nein, das kannst du nicht tun!« Ihre Lippen zitterten.

»Er hätte mich auch getötet. Wir müssen hier 'raus, und was wir treiben, ist kein Gesellschaftsspiel. Wenn er sich ruhig verhält, wird er vielleicht am Leben bleiben. Marsch.«

Flandry hatte Glück. Nur in der Eingangshalle standen ein paar Botschaftsangestellte und grüßten Hauksberg, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Der Park empfing sie mit kühler Nachtluft. Flandry wäre am liebsten gerannt. Auf dem Landeplatz wartete Abrams' Maschine. Flandry ging hinter Persis und Hauksberg an Bord, verriegelte die Tür und schaltete Licht ein. »Persis, bring ein Handtuch. Graf Hauksberg, wenn wir angerufen werden, sagen Sie, daß wir zu unserem Schiff unterwegs seien, um Material zu holen, das wir Brechdan im Zusammenhang mit diesem Spionagefall vorlegen wollen.«

»Und Sie glauben, die Merseier werden das schlucken?«

»Warum nicht? Für ihre Begriffe ist es selbstverständlich, daß ein Mann von Rang und Adel selbständig handelt, ohne sich zuvor von zehn verschiedenen Stellen Erlaubnis dazu geben zu lassen. Und wenn sie uns nicht glauben, werde ich den Autopiloten

lahmlegen und einen von ihren Patrouillenfliegern rammen. Tun Sie also, was ich Ihnen sage.« Persis reichte ihm das Handtuch. »Ich werde Ihnen die Hände binden. Wenn Sie nicht auf mein Spiel eingehen, sind Sie ein toter Mann.«

Seine Augen blitzten; jetzt wußte er, was Macht war und wie ihr Mechanismus funktionierte. Man mußte die Initiative behalten, durfte den Druck nicht für eine Sekunde lockern. Hauksberg setzte sich und schwieg.

»Du wirst ihm nichts tun, Nicky?« bettelte Persis.

»Nicht, wenn ich es vermeiden kann«, murmelte Flandry. »Wir haben schon so Ärger genug.« Er ließ die Maschine starten.

Eine Minute später summte es im Empfänger, und aus dem Bildschirm blickte ein uniformierter Merseier. »Halt!« sagte er. »Sicherheitsdienst. Ihr Start ist nicht genehmigt.«

Flandry stieß Hauksberg an. Der Graf sagte: »Ah ... wir müssen zu meinem Schiff ...« Kein Mensch hätte eine so lahme Erklärung angenommen. Auch ein mit den Feinheiten menschlichen Verhaltens vertrauter Merseier hätte es nicht getan. Aber dies war nur ein Offizier der Sicherheitsbehörde, der gerade Nachtdienst hatte.

»Ich werde mich erkundigen«, sagte das grüne Gesicht.

»Verstehen Sie nicht?« sagte Hauksberg. »Ich bin Diplomat. Lassen Sie uns eskortieren, wenn Sie wollen, aber Sie haben nicht das Recht, uns zurückzuhalten. Machen Sie weiter, Pilot.«

Die Maschine stieg. Ardaig blieb unter ihnen zurück, ein glitzerndes Spinnennetz zuerst, dann nur noch ein Lichtpunkt. Flandry schaltete die Radaranlage ein und bemerkte zwei Flugobjekte, die sich aus verschiedenen Richtungen von achtern näherten. Es waren kleinere Maschinen, aber er wußte, daß sie bewaffnet waren.

Ardaig kam außer Sicht. Berge und Hochebenen schimmerten im Mondlicht, Wolkenfelder schoben sich vom Ozean heran. Das Pfeifen der Luft an Tragflächen und Rumpf wurde dünner und hörte auf.

Wieder summte es im Empfänger. »Sie können für eine begrenzte Zeit an Bord Ihres Schiffes gehen«, sagte der Merseier, »vorausgesetzt, unsere Sicherheitsbeamten begleiten Sie.«

»Tut mir leid«, antwortete Hauksberg, »aber das ist unmöglich. Ich hole Material, das nur für Premierminister Brechdans Augen bestimmt ist. Ihre Leute sind mir willkommen, sobald ich mich auf den Rückweg mache. Sie können mich dann direkt zum Schloß Afon begleiten.«

»Ich werde meine Vorgesetzten unterrichten und Sie von ihrer Entscheidung benachrichtigen.« Das Gerät wurde dunkel. Hauksberg lachte kurz und humorlos. »Ich vermute, Sie wollen mit einem der Beiboote flüchten«, sagte er. »Sie werden nicht weit kommen, dann wird man Sie einholen.«

»Nicht, wenn ich sofort auf Höchstgeschwindigkeit gehe.«

»Das können Sie nicht machen. Sie wissen selbst, wie hoch die Konzentration von Materie so nahe bei einer Sonne ist. Ein daumengroßer Meteorit, und Ihre Reise ist zu Ende.«

»Das Risiko nehme ich auf mich.«

»Erst nach einem Lichtjahr kommen Sie aus dem Wahrnehmungsbereich heraus. Ein schnelleres Schiff wird Sie einholen und zur Strecke bringen.«

»Sie werden nicht dabei sein, und um mich brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen.«

Die Minuten vergingen. Flandry merkte es kaum, als der

Anruf kam, daß Hauksberg und seine Begleiter allein an Bord des Schiffes gehen dürften. Die Erlaubnis war für die Merseier risikolos. Die ›Dronning Margrete‹ war unbewaffnet und leer. Zwei oder drei Männer könnten sie erst in stundenlanger Arbeit startklar machen, und so erschien ein Fluchtversuch unwahrscheinlich. Hauksberg mußte es ehrlich meinen.

Der riesige Zylinder schwamm in Sicht. Flandry gab Signale an die Bordanlagen. Ein Schleusentor öffnete sich weit. Die Instrumente übernahmen selbsttätig den Rest des Rendezvousmanövers; die Maschine glitt durch die Öffnung, das Schleusentor schloß sich und Luft strömte zischend ein. Flandry stellte die Triebwerke ab und stand auf. »Ich werde Sie fesseln müssen«, erklärte er. »Man wird Sie finden.«

»Ich warne Sie. Sie werden ein Geächteter sein und überall im Imperium verfolgt werden. Ich habe nicht die Absicht, meine Hände in den Schoß zu legen und abzuwarten, bis Sie Ihre wahnwitzigen Vorhaben ausgeführt haben. Nach allem, was geschehen ist, kann ich Ihren und Abrams hochverräterischen Umtrieben nur durch uneingeschränkte Zusammenarbeit mit den Merseiern einen Riegel vorschieben.«

Flandry tastete nach der Strahlpistole, und Hauksberg nickte. »Wenn Sie mich töten, können Sie die Sache ein wenig verschieben.«

Flandry starrte ihn einen Moment düster und unschlüssig an, dann schüttelte er den Kopf und machte sich daran, Hauksberg zu fesseln.

Ein paar Minuten später verließ er mit Persis die Maschine. Im Laufschrift eilten sie durch menschenleere, hallende Korridore. Nur die Notbeleuchtungen waren

eingeschaltet. Bald hatten sie eine andere Schleusenkammer erreicht. Vor ihnen erhob sich der mattschimmernde schlanke Rumpf eines großen Beibootes, über sechs Meter hoch und fast fünfundzwanzig Meter lang. Flandry kannte das Modell; es war ein schnelles und vielseitiges Schiff, mit Treibstoff und Vorräten für eine Reise von mehreren hundert Parsek versorgt. Zwar konnte es mit einem Kriegsschiff nicht Schritt halten, aber eine Jagd im Weltraum ist eine lange Jagd, und Flandry hatte bereits einige abenteuerliche Überlegungen für den Fall angestellt, daß sie von einem feindlichen Kriegsschiff verfolgt würden.

Er begann eine hastige Überprüfung der Bordanlagen. In der Kommandozentrale achtern fand er Persis, die im Sitz des Kopiloten Platz genommen hatte. »Störe ich dich?« fragte sie schüchtern.

»Im Gegenteil«, sagte er. »Aber sei still, bis wir die Höchstgeschwindigkeit erreicht haben.«

Sie nickte. »Ich bin keine völlige Null, Nicky, wenn du mich auch für eine Luxuspuppe hältst. Man lernt sich durchzuschlagen, wenn man lange Jahre als schlechtbezahlte Tänzerin gearbeitet hat. Aber dies ist das erste Mal, daß ich etwas nicht für mich selbst tue. Und das ist ein gutes Gefühl.«

Er strich ihr übers dunkle Haar und über die glatte Wange, bis seine Finger unter ihr Kinn kamen. »Ich danke dir«, murmelte er und küßte sie. »Mehr als ich sagen kann. Ich habe dies hauptsächlich für Max Abrams getan. Es wäre kalt und traurig gewesen, hätte ich diesen Flug allein machen müssen. Nun kann ich für dich leben.«

Er setzte sich. Auf seinen Knopfdruck erwachte die Maschine.

## 13.

Saxo strahlte weiß und hell, aber sie war noch immer so fern, daß sie von anderen Sonnen überstrahlt wurde. Am hellsten stand Beteigeuze am Himmel, der Riesenstern. Flandrys Blick blieb an ihm hängen. So saß er minutenlang, das Kinn in die Hand gestützt und grübelnd, und nur das Summen der Maschinen und Ventilatoren war hörbar.

Persis kam herein und beugte sich über seine Schulter.  
»Hast du Schwierigkeiten, mein Schatz?«

»Es ist nicht die Arbeit, es sind die verdammten Entscheidungen«, knurrte er.

»Du meinst, wohin wir gehen sollen?«

»Ja. Jetzt muß die Frage entschieden werden. Saxo oder Beteigeuze. Einer von den beiden muß es sein. Wir sind nicht ausgerüstet, um auf einem unentdeckten Planeten zu landen und dort auf bessere Zeiten zu warten. Das Imperium ist zu weit entfernt; jeder Reisetag würde die Gefahr, von Merseiern ausgemacht zu werden, vergrößern. Sie werden Kuriere in alle Himmelsrichtungen geschickt haben, schnelle Schiffe. Ihre Einheiten werden diese Regionen durchkämmen.

Saxo ist näher, aber auch gefährlicher, denn auf dieser Route sind ständig Schiffe der Merseier unterwegs. Jedes große, schnelle Handelsschiff könnte uns stoppen und Bewaffnete an Bord schicken. Andererseits könnte ich, wenn wir einmal auf Rufweite herangekommen sind, unseren Stützpunkt auf Starkad verständigen und meine Information durchgeben. Aber die Sache wäre sehr gewagt.

Beteigeuze ist eine unabhängige Macht und wahr

eifersüchtig ihre Neutralität. Fremde Patrouillenschiffe müssen auf Abstand bleiben und sind so dünn verteilt, daß wir vielleicht durchschlüpfen könnten. Auf Alfzar könnten wir uns beim Botschafter des Imperiums melden. Aber die Einheimischen würden uns niemals heimlich in ihre Region eindringen lassen. Sie haben ihre eigenen Patrouillen im Grenzgebiet. Wir müßten die ganzen Formalitäten über uns ergehen lassen, Zolldurchsuchung, Impfungen und so weiter, und als alles außerhalb der Bahn des entferntesten Planeten. Und die Merseier könnten das ganze Hin und Her abhören, aufmerksam werden und einen schnellen Zerstörer hinschicken, der uns abschießt.«

»Das würden sie nicht wagen.«

»Sag das nicht. Sie würden alles wagen, und danach würden sie sich entschuldigen. Wer weiß, was für sie auf dem Spiel steht?«

Der Detektoralarm schrillte. Persis fuhr zusammen und faßte Flandrys Arm. Er machte sich los und wollte den Hyperantrieb ausschalten und auf kinetische Geschwindigkeit heruntergehen. Aber er drehte den Schalter nicht. »Ich hatte vergessen«, sagte er. »Wir haben keinen sehr guten Detektor. Wenn es ein Kriegsschiff ist, hat es uns schon vor einiger Zeit ausgemacht. Jetzt müssen wir feststellen, in welcher Richtung der andere sich bewegt.« Er veränderte den Kurs. Die Sternbilder drehten sich draußen an den Bullaugen vorbei, sonst war nichts zu merken. »Wenn die Intensität des Empfangs konstant bleibt, laufen wir parallel zu ihm.« Direkt voraus leuchtete Saxo. Flandry wischte sich Schweiß von der Stirn. »Vielleicht will der andere dorthin«, murmelte er, um sich Hoffnung zu machen.

Minuten krochen. Flandry versuchte sich zu entspannen.

Sein Hemd klebte ihm am Körper. Nach langer Pause entließ er einen tiefen Seufzer.

»Gott sei Dank. Wie ich gehofft hatte. Er hält Kurs auf Saxo. Und wenn er auf geradem Kurs gekommen ist, muß er einer von uns sein.«

Er wurde geschäftig, rechnete, fütterte den Computer mit Daten und studierte die Kurs- und Positionsrechnungen.

»Ja, wir können ihn treffen. Vorwärts.«

»Aber wenn es ein Merseier ist?« fragte Persis. »Er muß ja nicht von einem unserer Planeten kommen.«

Flandry zuckte die Achseln. »Damit müssen wir natürlich rechnen. Aber es sieht nicht schlecht aus. Er ist langsamer als wir, was auf einen Frachter schließen läßt.« Er berichtete den Kurs und lehnte sich zurück. Ein Grinsen breitete sich über sein Gesicht. »Die Entscheidung ist mir abgenommen«, erklärte er. »Wir gehen nach Starkad.«

»Wieso?«

»Ich habe nichts gesagt, weil ich keine falschen Hoffnungen in dir wecken wollte. Aber ich bin zuerst hierher gekommen, statt direkt Saxo oder Beteigeuze anzusteuern, weil dies die Route ist, die unsere Schiffe nehmen, wenn sie Männer und Ausrüstungen nach Starkad bringen oder auf dem Heimweg sind. Vielleicht nimmt er uns mit ... verstehst du?«

In ihre Augen kam ein freudiger Schimmer und verging. »Warum warten wir nicht lieber, bis einer kommt, der von Starkad zur Erde zurückkehrt?«

»Ich bin froh, daß wir überhaupt einen gefunden haben. Außerdem können wir die Information auf diesem Weg eher an den Mann bringen.« Flandry warf einen Blick auf die Berechnungen. »In einer Stunde sind wir in Rufweite.



Sollte es doch ein Merseier sein, werden wir ihn wahrscheinlich abschütteln können.« Er stand auf. »Jetzt brauche ich was zu trinken.«

Persis hielt ihre Hände ausgestreckt vor sich. Sie zitterten. »Wir brauchen etwas für unsere Nerven«, stimmte sie zu. »Aber es sind auch Beruhigungsmittel da.«

»Schnaps macht mehr Spaß. Und weil wir vom Vergnügen sprechen, wir haben eine Stunde Zeit ...«

Sie zauste seine Haare. »Du bist unmöglich.«

\*

Das Schiff war der Frachter »Rieskessel«, registriert auf Nova Germania, aber auf dem Grenzplaneten Irumclaw stationiert, von wo er als Trampfahrer die umliegenden Regionen bediente. Es war ein riesiges, dickbauchiges Ding mit einem riesigen, dickbauchigen Kapitän. Als Persis und Flandry an Bord kamen, rührte er ein nicht ganz nüchternes Willkommen.

»Oho, sieh da, Menschen! So früh hatte ich keine Menschen erwartet! Und noch dazu etwas so Reizendes.« Seine haarige Rechte umschloß Flandrys Hand wie eine Teigschüssel, mit der Linken faßte er Persis unters Kinn. »Ich bin Otto Brummelmann.«

Flandry blickte an dem kahlen, bärtigen Kopf vorbei in den Korridor, der von der Luftschleuse ausgehend die Längsachse des Schiffes durchzog. Lose Metallplatten vibrierten zum Gedröhn der schlecht eingestellten Maschine. Zwei sechsfüßige Wesen mit leuchtend blauen Hüllen, großen Käfern ähnlich, blickten von ihrer Arbeit auf und starrten zurück; sie scheuerten den Boden in Handarbeit, was Flandry ein wenig verwunderte. Die

Lampen strahlten ein rötliches Licht aus. Die Luft schmeckte nach Metall und war so kalt, daß ihr Atem dampfte. »Sind Sie der einzige Terraner an Bord, Kapitän?« fragte er.

»Ich bin kein Terraner. Ich nicht. Von Nova Germania, aber seit Jahren auf Irumclaw. Meine Reeder bevorzugen einheimische Arbeitskräfte, die kommen billiger. Auf meinen ganzen Reisen höre ich kaum ein menschliches Wort. Meine Leute sind gut, aber mit der Aussprache kommen sie nicht zurecht.« Brummelmann wendete seine kleinen Augen nicht von Persis ab und zupfte dabei an seiner schmutzigen Uniform herum, als ob er damit die Falten zum Verschwinden bringen könnte. »Ein einsames Leben. Wie schön, Sie getroffen zu haben. Jetzt kümmern wir uns um Ihr Boot, dann feiern wir das Ereignis mit einem Umtrunk in meiner Kajüte. Einverstanden?«

»Es wäre besser, wir führten sofort ein vertrauliches Gespräch, Kapitän«, sagte Flandry. »Unser Boot kann warten. Darüber können wir sprechen, wenn wir allein sind.«

»Sie warten, und ich bleibe mit der kleinen Frau hier allein, nicht? Ho, ho, ho!« Brummelmann fuhr Persis mit seiner Pranke über den Rücken, daß sie entsetzt zurückwich.

Auf dem Weg zur Kajüte wurde der Kapitän von einem Besatzungsmitglied aufgehalten, das eine Frage hatte. Flandry nutzte die Gelegenheit, um in Persis' Ohr zu zischeln: »Beleidige ihn nicht, hörst du? Das ist ein phantastischer Glücksfall.«

»Was?« Sie rümpfte die Nase.

»Ja. Denk nach. Egal, was geschieht, von diesen Fremden kann uns keiner verpfeifen. Wir brauchen uns nur

mit dem Kapitän gutzustellen, und das dürfte nicht schwierig sein.«

Sie betraten die unaufgeräumte Kapitänskajüte. Brummelmann füllte Gläser mit einem Getränk, das geeignet schien, die Magenwände zu zersetzen. Sein Glas leerte er mit einem Schluck bis zur Hälfte. »So!« rülpste er. »Nun können wir reden. Wer hat euch mit dieser Nußschale in den tiefen Raum hinausgelassen?«

Persis nippte von ihrem Wasserglas, doch der Schnaps war so stark, daß sie hustete und prustete. Flandry setzte sich dem Kapitän gegenüber und studierte ihn. Der Mann war ein alkoholisches Wrack, ein Herumtreiber und Versager, der seinen Posten offenbar nur behielt, weil die Reeder auf einem menschlichen Kapitän bestanden und für das Gehalt, das zu zahlen sie bereit waren, keinen anderen bekommen konnten.

»Sie sind unterwegs nach Starkad, nicht wahr, Kapitän?« fragte er betont höflich.

»Ja, ja. Meine Reederei hat einen Marinekontrakt. Irumclaw ist ein Umschlagplatz. Auf dieser Reise haben wir Baumaterial, Maschinen und Handfeuerwaffen geladen. Ich hoffe, daß ich nicht so bald wieder nach Starkad muß. Dieses Highport ist ein ödes Nest voller aufgeblasener Militärs. Aber wir wollten von Ihnen sprechen.«

»Ich kann nichts sagen, außer daß ich auf einer Sondermission bin. Es ist lebenswichtig für mich, daß ich Highport ungesehen erreiche. Wenn Sie meine Begleiterin Persis d'Io und mich mitnehmen wollen und unser Zusammentreffen noch nicht über Radio durchgegeben haben, erweisen Sie dem Imperium einen großen Dienst.«

»Sondermission ... mit einer Dame?« Brummelmann

stieß Flandry seinen dicken Daumen in die Rippen. »Kein schlechter Witz! Ich kann mir denken, was für eine Mission das ist. Ho, ho, ho!«

»Ich habe sie gerettet«, log Flandry. »Darum sind wir in einem Boot gekommen. Ein Angriff der Merseier. Der Konflikt verschärft sich. Ich habe eine dringende Meldung für Admiral Enriques.«

Brummelmanns rauhes Lachen brach ab. »Angriff, sagten Sie? Die Merseier haben noch nie ein Schiff angegriffen, jedenfalls keine Frachter. Sind Sie mit der Dame auf einem Kriegsschiff gewesen?«

Flandry überhörte die Frage. Er mußte vorsichtig sein; dieser bärtige Riese schien schlauer zu sein, als Flandry gedacht hatte.

»Sie werden Ihren Frachter nicht angreifen, Kapitän. Nicht, solange ihnen unbekannt ist, daß ich an Bord bin.«

Brummelmann fuhr sich über die Glatze. »Ich bin meiner Reederei für dieses Schiff verantwortlich«, sagte er unmutig. »Da kann ich mich auf keine zweifelhaften Geschichten einlassen.«

»Ihre erste Pflicht ist, dem Imperium zu dienen«, erwiderte Flandry. »Sie brauchen nur auf Starkad zu landen und uns von Bord zu lassen. Das ist alles. Die Merseier werden es nie erfahren, ich schwöre es.«

»Ich – hm.« Der Kapitän schnalzte. »Ich weiß nicht. Die Sache gefällt mir irgendwie nicht.«

Flandry rang sich zu einem Entschluß durch, von dem er wußte, daß er die Liste seiner kriminellen Delikte weiter verlängern würde. »Übrigens brauchen Sie nicht leer auszugehen. Es ist besser, wenn wir unser Boot weiterschicken. Der Feind hat seine Beschreibung. Wenn wir uns die Stelle gut merken und die Maschine laufen

lassen, daß Sie den Neutrinostrom wiederfinden, können Sie das Boot auf dem Heimweg mitnehmen und irgendwo verkaufen. Es ist sicher soviel wert wie dieser ganze Frachter, nehme ich an.« Er zwinkerte dem anderen zu. »Natürlich werden Sie Ihren Reeder informieren.«

Brummelmann beäugte ihn mißtrauisch. »Soso. Schön.« Er stürzte den Rest seines Feuerwassers hinunter, dachte eine Weile nach und blickte auf. »Abgemacht!«

Er bestand darauf, auch Persis die Hand zu schütteln.

Als sie allein in einer leeren Kammer waren, die der Kapitän mit Matratzen hatte ausstatten lassen, nachdem sie sich geweigert hatte, sein Quartier mit ihm zu teilen, kauerte sich Persis mit angezogenen Knien in eine Ecke, seufzte und fragte: »Wie lange dauert es, bis wir in Highport ankommen?«

»Ein paar Tage.« Flandry zog seinen Raumanzug aus und untersuchte die Schlauchleitungen.

»Ich weiß nicht, ob ich es aushalte.«

»Tut mir leid, aber wir haben die Brücken hinter uns abgebrochen. Ich behaupte trotz allem, daß wir großes Glück gehabt haben.«

»Du hast merkwürdige Vorstellungen von Glück«, seufzte sie. »Nun, wenigstens kann es nicht mehr schlimmer kommen.« Es konnte.

\*

Fünfzehn Stunden später saßen Flandry und Persis im Aufenthaltsraum und versuchten sich die Zeit mit einer Partie Rommé zu vertreiben. Es wollte ihnen nicht recht gelingen, denn die Kälte drang durch ihre Overalls und machte die Finger steif.

Brummelmanns Stimme dröhnte heiser aus der Sprechanlage: »Sie! Flandry! Zur Brücke!«

»Was?« Er sprang auf. Persis eilte ihm nach, durch den Korridor und eine enge Treppe hinauf zum Oberdeck. Auf der Brücke stand Brummelmann, einen schweren Schraubenschlüssel in der Hand. Neben ihm hatte sich sein erster Maat mit einem Laserbrenner aufgepflanzt. »Hände hoch!« knurrte der Kapitän.

Flandry gehorchte. Sein Magen krampfte sich zusammen. »Was – was soll das heißen?« stammelte er.

»Lesen Sie das.« Brummelmann hielt ihm eine Funkmeldung hin. »Sie Lügner, Sie Verräter! Dachten Sie, Sie könnten mich für dumm verkaufen?«

Flandry nahm das Blatt und überflog den Text:

*Vizeadmiral Juan Enriques, kaiserlicher Oberkommandierender der Region Saxo. Dringende Meldung an alle Stationen und Schiffe:*

*Dominic Flandry, Fähnrich der kaiserlichen Marine, Mitglied der unter Leitung von seiner Exzellenz Graf Markus Hauksberg von Ny Kalmar nach Merseia entsandten Delegation, hat sich wegen der Verbrechen der Meuterei und des Diebstahls an einem regierungseigenen Raumfahrzeug zu verantworten ... ist des Hochverrats verdächtig ... Personenbeschreibung wie folgt ... Haftbefehl an alle Organe der kaiserlichen und interstellaren Polizei ergangen ... Flandry ist zu ergreifen und an seine Vorgesetzten auf Merseia auszuliefern ... Sämtliche Schiffe, auch die unter der kaiserlichen Flagge, werden vor der Landung auf Starkad von merseiischen Inspektions-Kommandos durchsucht ... Zivilpersonen werden aufgefordert, die*

*nächste merseiische Behörde zu verständigen ...  
Staatsgeheimnisse ... auszuliefern ...*

Persis schloß die Augen. Alles Blut war aus ihrem Gesicht gewichen.

»Nun«, grollte Brummelmann, »was haben Sie dazu zu sagen?«

Flandry mußte sich anlehnen; er wußte nicht, ob seine Beine ihn länger tragen würden. »Ich ... kann nur sagen ... dieser Bastard Brechdan denkt an alles.«

»Und Sie haben gedacht, Sie könnten mich hereinlegen? Sie dachten, ich würde Ihre Verräterarbeit tun? Nein, nein, nein!«

Flandry blickte von ihm zum Maat und zu Persis. Seine Schwäche machte hilfloser Wut Platz, aber sein Gehirn arbeitete präzise. Er ließ die Hand mit der Meldung sinken. »Es ist wohl richtiger, wenn ich Ihnen die ganze Wahrheit sage.«

»Nein, ich will nichts hören. Ich will keine Geheimnisse.«

Flandry ließ seine Knie einknicken. Im Fallen riß er seine Strahlpistole aus dem Gürtel. Der Laserbrenner schoß einen blendend weißen, gebündelten Lichtstrahl über seinen Kopf. Wo er die Wand traf, begann diese sofort zu glühen. Das Feuer aus seiner eigenen Waffe setzte den Laserbrenner außer Gefecht. Der Maat heulte auf und ließ ihn fallen. Flandry erhob sich. »Lassen Sie den Schraubenschlüssel fallen«, sagte er.

Das Werkzeug klapperte auf den Boden. »Sie können nicht weg«, krächzte Brummelmann, während er sich über seinen Maat beugte, der sich vor Schmerzen krümmte und leise stöhnte. »Man hat uns schon ausgemacht. Wenn Sie

uns zum Umkehren zwingen, holt uns ein Kriegsschiff ein.«

»Ich weiß«, sagte Flandry. »Hören Sie zu. Dies ist ein Mißverständnis. Graf Hauksberg ist getäuscht worden. Ich habe eine Geheiminformation, und sie muß zu Admiral Enriques. Von Ihnen möchte ich nichts anderes, als nach Starkad befördert zu werden. Dort werde ich mich unseren Leuten ergeben, aber nicht den Merseiern. Das kann Ihnen doch nichts ausmachen, Kapitän. Die Militärs in Highport werden mit mir tun, was die Regierung will. Wenn nötig, können sie mich an den Feind ausliefern. Aber nicht, bevor sie gehört haben, was ich zu sagen habe. Für Sie ist kein Risiko dabei, Kapitän. Sie müssen mir helfen.«

»Aber wir werden durchsucht.«

»Sie können mich verstecken. In einem Frachter wie diesem gibt es hundert geeignete Winkel. Wenn die Merseier keinen Grund haben, Sie zu verdächtigen, werden sie nicht überall suchen. Lassen Sie die Kontrolleure an Bord. Ich werde mich unter der Ladung verstecken, irgendwo.«

Brummelmann kratzte sich den Nacken.

»Die Alternative ist, daß ich das Kommando übernehme und Sie einsperre.«

Brummelmann lachte rauh. »Das würde Ihnen nicht viel helfen.«

Ich habe die Oberhand, dachte Flandry, und es nützt mir nichts. Was soll ich tun?

Persis bewegte sich auf den Kapitän zu. »Über mich steht in der Meldung kein Wort«, schnurrte sie. »Und ich habe keine Lust, tagelang in einem dunklen Loch zu sitzen.«

»Sie sind nicht an Bord registriert. Die Kontrolleure



werden die Besatzungsliste durchsehen.«

»Und wenn Sie mich registrierten?«

Neue Hoffnung wurde in Flandry wach. »Sehen Sie«, sagte er. »Es lohnt sich, wenn Sie mich verstecken.«

»Ich – aber ...« Brummelmanns Blick wanderte zu Persis. »Oh, ho, ho! Das ist allerdings was anderes! Darüber läßt sich reden.« Er schob seine haarige Pranke um ihre Taille und zog sie näher. Persis warf Flandry einen Blick zu, den er am liebsten gleich wieder vergessen hätte.

\*

Er kroch aus der Kiste. Im Laderaum war es stockfinster. Die Helmlaterne seines Raumanzugs warf einen dünnen Lichtkegel, dem er nachgehen konnte. Langsam und unbeholfen kletterte er über Säcke und Kisten zur Tür.

Im Schiff war es still. Die gedrosselte Maschine brummte. Ventilatoren rauschten. Das Schiff mußte sich bereits in einer Umlaufbahn um Starkad befinden und wartete anscheinend auf die Landegenehmigung. Er hatte überlebt. Die Merseier waren nur Meter an seinem Versteck vorbeigekommen; er hatte sie sprechen hören können. Aber dann waren sie gegangen, und die »Rieskessel« hatte von neuem beschleunigt. Es mußte Persis gelungen sein, den Kapitän bei Laune zu halten; wie, daran mochte er nicht denken.

Er öffnete die Tür und spähte vorsichtig hinaus. Der Korridor lag leer vor ihm. Aus dem Vorschiff, wo die Mannschaftsquartiere lagen, erklang eine quarrende, nichtmenschliche Musik, einem Froschkonzert nicht unähnlich. Kapitän Brummelmann schien es mit der Landung nicht eilig zu haben, und seine Besatzung

benützte die Gelegenheit zum Faulenzen.

Flandry stahl sich durch den Korridor zum nächstbesten Beiboot, erreichte ungesehen die Schleusenkammer und kroch in die Pilotenkanzel. Dann schloß er den Helm. Die Pumpen sogen fauchend Luft aus der Schleusenkammer. Sobald er den Einstieg des Beiboots verriegelt hatte, öffnete sich das äußere Schleusentor selbsttätig.

Der Raum mit seinen Myriaden Sternen glitzerte vor ihm. Er ließ das Boot mit der geringsten Beschleunigung aus der Kammer gleiten. Starkad hing wie eine immense dunkle Scheibe unter ihm. Allmählich verstärkte er die Schubkraft und schoß in weiten Spiralen abwärts. Die Geographie des Planeten war klar in seiner Erinnerung. Er würde keine Schwierigkeit haben, Ujanka zu finden – Ujanka, die Stadt, die er gerettet hatte.

## 14.

Dragoika richtete sich halb von ihrer Couch auf. »Geh nicht wie ein gefangenes Tier umher, Dommaneek«, sagte sie. »Komm an meine Seite und ruhe dich aus.«

Durch das Fenster drangen die Geräusche ungezählter Füße, das Klirren von Waffen, ein Stimmengewirr wie ferne Brandung. Die Leute von Kursoviki hatten das Haus umstellt und drängten sich auf den Gassen, soweit das Auge reichte. Lanzen und Äxte, Helme und Gewehrläufe blinkten in Saxos hartem Licht. Es war kein aufrührerischer Haufen; es waren die Krieger von Ujanka, herbeigerufen von der Schwesternschaft. Andere bewachten die Schiffe und das Hafenkastell. Mein Gott, dachte Flandry. Und alles meinetwegen!

Er folgte ihrer Aufforderung und warf sich auf die andere Couch. Zwischen ihnen stand ein kleiner Tisch, dessen Form einer Blume nachempfunden war. Eine Karaffe und Gläser standen darauf. Dragoika schlürfte. »Willst du nicht mit mir trinken, Dommaneek?«

»Ich ... ja, danke.« Er konnte nicht ablehnen, obwohl der starkadische Wein wie Essig auf seiner Zunge brannte. Außerdem konnte es nicht schaden, wenn er sich an die einheimische Kost gewöhnte; möglicherweise mußte er lange davon leben.

»Wie ist es euch gegangen?« fragte Flandry lahm.

»Wie immer. Wir haben dich vermißt, Dommaneek, ich und Fero und deine anderen alten Kameraden. Wie froh bin ich, daß die ›Archer‹ gerade im Hafen liegt.«

»Ein großes Glück für mich.«

»Nein, nein, jeder hätte dir geholfen. Das Volk dort

unten, die Seeleute, Handwerker und Bauern, sind genauso zornig wie ich.« Dragoikas kurzer Schwanz zuckte, ihre Segelohren stellten sich auswärts. »Sie haben dich zum Gesetzlosen erklärt, nicht?«

»Ich weiß nicht, wie die Situation ist. Ich wage keine Sprechfunkverbindung herzustellen. Die Merseier könnten es abhören. So mußte ich deinem Boten eine Nachricht für unsere Leute mitgeben. Jetzt bin ich neugierig, ob Admiral Enriques darauf eingeht und einen vertrauenswürdigen Mann herschickt.«

»Ich weiß. Und mein Bote hat den vaz-Terranern klargemacht, daß sie meinen Dommaneek nicht gefangennehmen werden, es sei denn, sie wollen den Krieg.«

»Aber das hättest du nicht tun sollen!«

»Sie wollen keinen Krieg. Sie brauchen uns mehr als wir sie, um so mehr, als sie sich mit den vaz-Siravo von Zletovar nicht einigen konnten.«

»Nicht?« Flandry schüttelte bekümmert den Kopf und versank in düsteres Schweigen.

»Du hast mir wenig von deinen Taten berichtet«, fuhr Dragoika fort. »Nur, daß du ein großes Geheimnis bewahrst. Was ist es?«

»Es tut mir leid, aber ich darf es nicht einmal dir sagen.«

Sie seufzte. »Wie du willst. Dann erzähl mir von deiner Reise.«

Er versuchte es, und weil sie sich so um ein Verstehen bemühte, geriet er unversehens in Fahrt und berichtete ausführlicher, als er eigentlich wollte, von seiner Flucht, wobei er, um ihre Gefühle nicht zu verletzen, aus Persis einen Freund machte.

Dann summte sein Funksprechgerät. Er hob sein

Handgelenk vor den Mund, drückte den Sendeknopf und meldete sich.

»Admiral Enriques«, sagte es aus dem winzigen Lautsprecher. »Ich komme mit zwei Begleitern in einer Boudreau X-7. Wo soll ich landen?«

Enriques persönlich? Mein Gott, habe ich mich in die Nesseln gesetzt! Er stammelte die Richtungsangaben. Eine leichte Maschine, so hatte er in seinem Brief vorgeschlagen, könne auf dem Turm von Dragoikas Haus niedergehen. »Wissen Sie, Herr Admiral, die Leute hier, sie sind – äh – aufgeregt und haben sich bewaffnet. Wenn Sie auf dem Turm landen, können Sie möglichen Schwierigkeiten aus dem Weg gehen.«

»Haben Sie das veranlaßt?«

»Nein, Herr Admiral. Ich meine, nicht direkt. Aber alle sind in voller Kriegsausrüstung und bewachen das Haus. Sie wollen mich niemandem ausliefern, der mir, wie sie glauben, feindlich gesonnen ist. Sie drohen mit einem Angriff auf unseren Stützpunkt, wenn ... Ganz aufrichtig gesprochen, Herr Admiral, ich habe nicht versucht, unsere Verbündeten gegen Sie aufzuwiegeln. Ich kann alles erklären.«

»Das möchte ich Ihnen raten«, sagte Enriques. »Sie sind unter Arrest, aber wir verzichten einstweilen darauf, Sie in Gewahrsam zu nehmen. In drei Minuten landen wir. Ende.«

»Was hat er gesagt?« zischte Dragoika. Ihr Fell war gesträubt.

Flandry sagte es ihr. Sie glitt von der Couch und nahm ein Schwert von der Wand. »Ich rufe ein paar Krieger herbei, um sicherzugehen, daß er sein Versprechen hält.«

»Das wird er, davon bin ich überzeugt. Aber der Anblick

seiner Maschine könnte Unruhe hervorrufen. Können wir den Leuten in den Straßen sagen, daß es ein Unterhändler ist?«

Dragoika lief hinaus, und Flandry hörte, wie sie die wartende Menge beruhigte. Flandry saß auf der Couch, den Kopf in die Hände gestützt, und sprang erst auf, als zwei bewaffnete Krieger Enriques hereingeleiteten. Der Admiral war allein. Zögernd legte Dragoika ihr Schwert auf den Tisch.

»Stehen Sie bequem«, schnarrte Enriques. Er war klein, ausgezehrt und grauhaarig, mit einer scharfen Hakennase. »Wollen Sie mich nicht der Hausherrin vorstellen?«

»Äh ... Vizeadmiral Juan Enriques ... Kapitän Dragoika von den Janjevar va-Radovik.«

Der Offizier klappte die Hacken zusammen und verneigte sich. Dragoika betrachtete ihn einen Moment, dann hob sie in Erwidern seines Grußes die rechte Hand an die Stirn.

»Möchten Sie nicht Platz nehmen, Herr Admiral?«

Enriques wartete, bis Dragoika es sich auf ihrer Couch bequem gemacht hatte, dann setzte er sich steif. Flandry blieb stehen. Schweiß prickelte auf seiner Haut.

»Bitte, Herr Admiral«, platzte er heraus. »Ist Donna d'Io gesund und wohlauf?«

»Ja, wenn man von einer gewissen nervösen Erschöpfung absieht. Sie landete kurz nach dem Eintreffen Ihrer Botschaft. Der Kapitän der ›Rieskessel‹ hat sein Schiff unter allen möglichen Vorwänden in einer Umlaufbahn gehalten. Als wir durch Sie erfuhren, daß Donna d'Io an Bord war, boten wir ihm an, eine Maschine aufsteigen zu lassen, um sie zu holen. Darauf landete er. Was ist dort vorgegangen?«

»Nun – das kann ich leider nicht sagen. Hat sie Ihnen von unserer Flucht berichtet?«

»Wir hatten auf Donna d'Ios Ersuchen eine kurze private Unterhaltung miteinander.«

»Herr Admiral, ich habe eine Information mitgebracht, und es ist mir inzwischen auch gelungen, sie zu dechiffrieren. Ich weiß, was die Merseier planen. Es ist monströs. Ich kann beweisen ...«

»Sie werden gute Beweise brauchen, Flandry«, unterbrach ihn Enriques. »Graf Hauksberg hat Sie sehr schwer belastet. Ich brauche Ihnen wohl kaum eigens zu sagen, daß Sie vom Dienst suspendiert sind.«

Flandry ballte die Fäuste. Tränen der Wut brannten in seinen Augen. »Herr Admiral«, schrillte er, »ich habe ein Recht darauf, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Von meinen eigenen Leuten. Und Sie hätten mich den Merseiern ausgeliefert.«

»Graf Hauksberg ist als Bevollmächtigter und Vertreter seiner Majestät nach Merseia gegangen. Oberst Abrams und auch Sie waren seinem Befehl unterstellt. Er hat mir mitgeteilt – und ich habe keinen Grund, an der Richtigkeit seiner Angaben zu zweifeln –, daß Sie versucht haben, sich in den Besitz fremder Staatsgeheimnisse zu setzen und die Friedensmission seiner Majestät vorsätzlich zu sabotieren. Die Merseier werden Sie wieder an Graf Hauksberg überstellen. Es ist wahr, daß ein Kriegsgerichtsverfahren auf einem Planeten oder einem Schiff des Imperiums stattfinden muß, aber für die Festsetzung des Termins steht uns eine Zeitspanne bis zu einem Jahr zur Verfügung.«

»Daraus wird nie etwas! Herr Admiral, sie werden eine Gehirnwäsche machen und mich töten!«

»Beherrschen Sie sich, Flandry.«

Flandry schluckte. Dragoika bleckte die Zähne, aber sie blieb ruhig liegen. »Darf ich die Anklagepunkte hören, Herr Admiral?« fragte Flandry.

»Befehlsverweigerung und Meuterei«, sagte Enriques, »Hochverrat, Sabotage, Fahnenflucht, Entführung, Bedrohung und Körperverletzung, Diebstahl, Beleidigung. Soll ich die ganze Liste rezitieren? Ich halte es nicht für nötig. Sie haben inzwischen weitere Delikte hinzugefügt. Sie wußten, daß ein Haftbefehl gegen Sie vorlag, doch Sie haben sich nicht gestellt. Sie haben Zwietracht zwischen dem Imperium und einem Verbündeten gesät. Dies gefährdet nicht nur die beiderseitigen Beziehungen, sondern bringt auch unsere Streitkräfte auf Starkad in Gefahr. Im Moment widersetzen Sie sich Ihrer Verhaftung. Wenn Sie mich sprechen wollten, hätten Sie zumindest an Bord der ›Rieskessel‹ bleiben müssen.«

»Um anschließend den Merseiern ausgeliefert zu werden?«

»Vielleicht. Diese Möglichkeit hätte Sie nicht beeinflussen sollen. Denken Sie an Ihren Fahneneid.«

Flandry ging im Raum auf und ab. Plötzlich fuhr er herum und fixierte Enriques. »Sie wissen, ich habe eine Reihe Zahlen von Merseia mitgebracht. Zweifellos haben Sie sie inzwischen weitergegeben. Aber sie müssen bald dechiffriert und nachgeprüft werden, um sicherzugehen, daß meine Deutung richtig ist. Und wenn sie richtig ist, kann derjenige, der den Aufklärungsflug unternimmt, in einen Kampf verwickelt werden. In ein Raumgefecht. Lassen wir den Dingen ihren Lauf, schiebt einer die Entscheidung zum nächsten weiter, und Monate vergehen, bis etwas geschieht. Sie kennen die Schwerfälligkeit des Apparates besser als ich. Und das im günstigsten Fall,



nämlich, wenn man sich überhaupt um meine Meldung kümmert, um die bloße Behauptung eines Anfängers, eines Meuterers und Saboteurs. Leicht möglich, daß man sie nicht beachtet und nicht handelt. Wir haben so viele Bürokraten. Es blieb mir nichts anderes übrig, Herr Admiral, ich mußte es so machen, daß Sie Entscheidungsfreiheit haben.«

Enriques hob kurz die Brauen. »An Selbstbewußtsein scheint es Ihnen jedenfalls nicht zu fehlen.«

»Jawohl, Herr Admiral. Sie haben doch volle Befehlsgewalt, nicht wahr? Ich meine, im Falle außergewöhnlicher Umstände können Sie alle Maßnahmen ergreifen, die Sie für angezeigt halten, ohne vorher das Hauptquartier zu fragen, nicht wahr?«

»Selbstverständlich.«

»Nun, Herr Admiral, dies ist eine außergewöhnliche Situation. Man erwartet von Ihnen, daß Sie mit den Leuten von Kursoviki freundschaftliche Beziehungen pflegen. Aber Sie sehen selbst, daß ich derjenige bin, an dem ihnen liegt. Diese Leute denken da sehr geradlinig. Sie sind Barbaren, an Persönlichkeiten orientiert. Eine ferne Regierung ist für sie keine Regierung. Sie fühlen sich mir verpflichtet – eine Art Blutsverbundenheit oder so. Um also die Allianz mit diesen Leuten zu erhalten, müssen Sie mit mir verhandeln.«

»Und?«

»Wenn Sie keinen Aufklärer in den Raum hinausschicken, um die Richtigkeit meiner Information nachzuprüfen, werde ich die Schwesternschaft bitten, das Bündnis aufzulösen.«

»Was?« Enriques wäre fast aufgesprungen.

Flandry nickte. »Ja. Dann werde ich die gesamten

Bemühungen unserer Regierung sabotieren. Wir haben auf Starkad nichts zu suchen und können dann alle nach Hause gehen. Ich wette, daß auch die Merseier nach Hause gehen werden, wenn Sie dem alten Runei erzählen, daß Sie sich mit Ihren Schützlingen entzweit haben und den Planeten räumen.«

Enriques stand auf. »Sie haben Ihr ungeheures Geheimnis noch nicht enthüllt.«

Flandry sagte die Zahlen, doch der Admiral winkte ab. »Diese Zahlen stehen in Ihrem Brief. Ich kenne sie. Ist das alles?«

»Jawohl, Herr Admiral. Mehr ist nicht nötig.«

»Wie ist Ihre Interpretation?«

Flandry sagte es ihm.

Enriques schwieg. Er schob die Unterlippe vor und dachte nach. Er wanderte zum Fenster, blickte auf die Menge hinunter und hob seinen Blick zum Himmel.

»Und Sie glauben das?« fragte er endlich.

»Ja. Eine andere passende Erklärung konnte ich nicht finden, und ich hatte Zeit genug. Ich würde mein Leben darauf setzen.«

Enriques sah ihn an. »Würden Sie das?«

»Ich tue es bereits, Herr Admiral.«

»Vielleicht. Angenommen, ich schickte einen Aufklärer los. Würden Sie an Bord gehen?«

Flandry glaubte nicht recht zu hören. »W-wieso ... ja, jawohl, Herr Admiral!« Seine Stimme drohte sich zu überschlagen.

»Hm. Soviel Vertrauen bringen Sie mir entgegen? Nun, es wäre ratsam, wenn Sie an Bord des Aufklärers gingen. Als Geisel für Ihre Behauptung, sozusagen.« Enriques stand sinnend da. Die Stille wuchs.

Auf einmal sagte der Admiral: »Gut, Flandry. Die Anklage gegen Sie wird einstweilen ausgesetzt, das gleiche gilt für den Haftbefehl. Sie werden hiermit vorübergehend wieder in den Dienst übernommen und unterstehen meinem Kommando. Sie werden mit meiner Maschine nach Highport zurückkehren und dort auf weitere Befehle warten.«

Flandry salutierte. »Jawohl, Herr Admiral.«

Dragoika erhob sich. »Was hast du gesagt, Dommaneeek?«

»Das Mißverständnis ist im Moment aufgeklärt, glaube ich. Ich werde mit dem Admiral zum Stützpunkt fliegen.«

»Und dann?«

»Dann? Nun, äh, dann werden wir ein fliegendes Schiff besteigen und eine Schlacht schlagen, die diesem ganzen Krieg vielleicht ein Ende machen wird.«

»Du hast nur sein Wort«, wendete sie ein.

»Hältst du ihn nicht für ehrenhaft?«

»Doch. Aber ich könnte mich irren. In der Schwesternschaft und unter dem einfachen Volk wird es welche geben, die eine List vermuten. Blut verbindet uns mit dir. Ich glaube, es würde am besten sein, wenn ich mit dir ginge. Dann wärest du sicher.«

»Aber – aber ...«

»Außerdem ist dies auch unser Krieg«, fuhr Dragoika fort. »Soll von uns keiner teilnehmen? Ich nehme im Namen der Schwesternschaft und für mich selbst das Recht in Anspruch. Du wirst nicht ohne mich gehen.«

»Schwierigkeiten?« fragte Enriques ungeduldig.

Flandry erklärte es ihm.

## 15.

Die Flotteneinheiten formierten sich zu einem weit auseinandergezogenen Keil und beschleunigten. Es war keine große Streitmacht; gemessen an der schwarzen Unendlichkeit ringsum war sie ein Nichts, eine kleine Ansammlung winziger Staubteilchen. Ihren Kern stellte die »Sabik« dar, ein veraltetes Schlachtschiff, für das Saxo die letzte Station vor der Verschrottung war. Niemand hatte damit gerechnet, daß sie noch einmal zum Einsatz käme. Dann waren da noch der Leichte Kreuzer »Umbriel«, ebenso alt und müde, und die Zerstörer »Antarctica«, »Neu-Brasilien« und »Murdochsland«. Die beiden Aufklärer »Encke« und »Ikeya-Seki« zählten nicht als Kampfeinheiten; sie verfügten nur über je ein Energiegeschütz, und ihr einziger wirklicher Wert bestand in Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit. Doch ihnen fiel die eigentliche Arbeit zu, während die anderen nur Hilfsdienste leisten sollten.

Die Flotte lief mit gedrosselten Maschinen. Die zurückzulegende Entfernung betrug nur einige Lichttage, und man wollte die Merseier nicht vorzeitig aufmerksam machen. Kommandant Einarsen wünschte dieses »Wasser« vorsichtig zu befahren.

Aber als vierundzwanzig Stunden ohne Zwischenfall vergangen waren, befahl er, daß die »Neu-Brasilien« mit Überlichtgeschwindigkeit ins Zielgebiet vorstoße. Beim ersten Anzeichen feindlicher Aktivität sollte sie sich zurückziehen.

Flandry und Dragoika saßen in der Offiziersmesse der »Sabik«, zusammen mit Leutnant Sergei Karamzin, der

gerade Freiwache hatte. Flandry steckte wieder in einer hellblauen Marineuniform, eingefügt in die Disziplin und Routine des Borddienstes. Er war sich selbst nicht klar, ob es ihm gefiel.

Wenigstens war seine Position erfrischend anomal. Kommandant Einarsen war entsetzt gewesen, als Dragoika an Bord gekommen war – ein fremdes, in der frühen Eisenzeit lebendes Wesen in seinem Schiff? Unglaublich! – , aber der Befehl von Enriques hatte für Interpretationen keinen Raum gelassen. Dieses Wesen war eine wichtige Persönlichkeit und konnte Schwierigkeiten machen, wenn man nicht auf ihre Wünsche einging. So war Flandry kurzerhand zum »Verbindungsoffizier« ernannt worden, freilich nur zu dem Zweck, daß er seine Wilde beaufsichtigte und daran hinderte, überall im Schiff herumzustreunen. Flandry seinerseits hatte durchblicken lassen, daß besagte wichtige Persönlichkeit den Problemen der Astronautik lebhaftes Interesse entgegenbringe und über die Entwicklungen auf dem laufenden gehalten werden müsse. Für einen Neunzehnjährigen eine verzeihliche Lüge, die ihm immerhin zu einer direkten Verbindung mit der Brücke verholfen hatte.

Flandry versuchte dem Leutnant ein Bild von Merseia zu geben, doch es wollte ihm nicht recht gelingen. Irgendwie blieb seine Darstellung blutleer. Man konnte beschreiben, aber man konnte die Wirklichkeit nicht wieder zum Leben erwecken. Er wechselte das Thema und begann von Starkad zu erzählen, von der grauen Dämmerung über der See, von Segelschiffen im Sturm, von einer alten, stolzen Stadt, von märchenhaften Dingen am Grund des Ozeans und von den beiden tapferen Rassen, die den Planeten bewohnten.

»... und dann ist da noch eine sehr interessante paläolithische Kultur auf einer Insel namens Rayadan ...«

Die Alarmsirenen heulten.

Karamzin stürzte hinaus, bevor Flandry seinen Satz vollenden konnte. Die heulenden Signale durchheilten das ganze Schiff. Dragoika zog ihr Schwert. »Was ist geschehen?« schrie sie erschrocken.

»Alle Mann auf Gefechtsstationen«, sagte Flandry. »Ein Feind ist gesichtet worden.«

»Wo ist er?«

»Draußen. Steck das Schwert weg. Kraft und Mut werden dir dabei nicht helfen. Komm mit.«

Sie schlängelten sich zwischen Männern durch, die in vollem Lauf zu ihren Stationen rannten. Hinter der Navigationsbrücke befand sich ein Kartenraum, der mit Bildschirmen ausgestattet und an die Gegensprechanlage der Brücke angeschlossen war. Diesen Raum hatte Kapitän Einarsen der »wichtigen Persönlichkeit« und ihrem Begleiter zugedacht. Zwei Raumanzüge hingen bereit, von denen einer für die Luftdruckverhältnisse auf Starkad modifiziert war. Flandry half Dragoika hinein, bevor er sich selbst fertig machte. »Hier, das mußt du so zumachen. Und nun halt den Atem an, während wir die Helme austauschen.« Er schraubte ihren Helm auf, überprüfte die Anschlüsse und kletterte in seinen eigenen Anzug, ohne die Sichtscheibe zu schließen. Er war noch nicht fertig, als sich in seinem Kopfhörer eine Stimme meldete.

»Achtung, Achtung. Kapitän an alle Offiziere und Mannschaften. ›Neu-Brasilien‹ meldet zwei fremde Einheiten in der Nähe des Zielgebietes. Sie befindet sich auf dem Rückweg, aber der Gegner hat die Verfolgung aufgenommen. Wir beschleunigen. Gefechtsstationen bitte

Bereitschaft melden.«

Flandry stellte den Bildschirm auf das Gerät der Brücke ein und sah den sternbesäten Raum. Sieben grüne Punkte verschiedener Größen bewegten sich langsam vor diesem Hintergrund. »Siehst du«, sagte Flandry und zog Dragoika näher, »das sind unsere Schiffe.« Zwei rote Punkte erschienen. »Und das ist der Feind, soweit wir seine Position errechnen können. Die Punkte sind groß, das bedeutet, daß wir sehr starke Maschinen festgestellt haben. Ich würde sagen, daß ein Schiff etwa unsere Größe hat, wenn es auch neuer und besser bewaffnet sein wird. Das andere scheint ein Kreuzer zu sein.«

Sie klatschte in die behandschuhten Hände. »Das ist ja wie ein Wunder!« rief sie begeistert.

»Aber dieses Bild nützt nicht viel. Es gibt einen Überblick über die Lage, das ist alles. Der Kapitän richtet sich nach den Positionsangaben und Berechnungen unserer Maschinen.«

Dragoikas Enthusiasmus verflog. »Immer Maschinen«, sagte sie unwillig. »Nichts als Maschinen. Ich bin froh, daß ich nicht in deiner Welt lebe, Dommanee.«

Ich fürchte, es wird dir nichts anderes übrigbleiben, dachte er düster. Wenigstens vorübergehend. Wenn wir mit dem Leben davonkommen.

»Achtung!« kam es von der Brücke. »Kapitän an alle Offiziere und Mannschaften. Sechs merseiische Kriegsschiffe, die bisher in einer Umlaufbahn um Saxo gewesen sind, haben ihren Kurs geändert und versuchen mit Höchstgeschwindigkeit zu ihren beiden Schwesterschiffen zu stoßen. Wir fangen verschlüsselte Meldungen auf. Ein Angriff ist zu erwarten. Erste Feindberührung in etwa zehn Minuten. Es handelt sich um

die folgenden Einheiten ...«

Flandry zeigte Dragoika den dreidimensionalen Bildschirm. Von der durchscheinenden Kugel, die Saxo darstellte, hatten sich sechs winzige Lichtfunken getrennt. »Das sind ein Leichter Kreuzer und fünf Zerstörer«, sagte er.

»Acht gegen fünf von uns«, sagte sie, und ihre Augen blitzten vor Kampfesfeier. »Aber wir werden die ersten beiden allein erwischen.«

»Richtig. Ich frage mich ...« Flandry probierte eine andere Einstellung. Sie hätte blockiert sein sollen, aber jemand hatte es vergessen, und er sah über Kapitän Einarsens Schulter.

Ja, ein Merseier! Die Verbindung war schon da. Und es schien ein ranghoher Offizier zu sein. »... Sperrgebiet«, sagte er mit starkem Akzent. »Drehen Sie ab.«

»Meine Regierung erkennt im freien Raum keine Beschränkungen an«, erwiderte Einarsen. »Wenn Sie uns behindern wollen, tun Sie es auf eigene Gefahr.«

»Welches Ziel haben Sie? Was bezwecken Sie mit Ihrem Flottenmanöver?«

»Darüber bin ich Ihnen keine Auskunft schuldig, Fodaich. Lassen Sie uns in Frieden vorbei, oder müssen wir es zum Kampf kommen lassen?«

Flandry trocknete sich die Stirn. Im Raum war es heiß, oder war es sein Anzug, der ihn schwitzen machte?

»Passieren Sie, meinerwegen«, sagte der Merseier langsam. »Unter Protest lasse ich Sie durch.«

»Sehr gut«, antwortete Einarsen. »Aber in Anbetracht der Tatsache, daß Sie im Begriff sind, sich mit anderen Einheiten zu vereinigen, muß ich auf einer Garantie Ihres guten Willens bestehen. Drehen Sie sofort in Richtung



Beteigeuze ab, ohne die Geschwindigkeit zu verringern, bis ich nach Saxo zurückkehre.«

»Das ist eine empörende Bedingung! Sie haben kein Recht ...«

»Ich habe vielleicht nicht das Recht, aber ich habe die Verantwortung für meine Flotte. Wenn Ihre Regierung darin einen Anlaß sehen sollte, bei meiner Regierung zu protestieren, so mag sie es tun. Falls Sie sich nicht wie verlangt zurückziehen, werde ich Ihre Absichten als feindselig betrachten und entsprechende Maßnahmen treffen. Guten Tag.« Der Bildschirm wurde dunkel.

Flandry zitterte vor Erregung. Stammelnd übersetzte er Dragoika den Wortwechsel. Zu seiner Überraschung blieb sie kühl und gefaßt. »Laß uns das andere Bild sehen«, sagte sie.

Die Merseier befolgten nicht Einarsens Befehl, aber sie drehten ab, jedes Schiff in eine andere Richtung. Offenbar wollten sie Zeit gewinnen, bis Hilfe kam. Einarsen ließ sich auf nichts ein. »Neu-Brasilien« und »Murdochsland« scherten nach rechts aus, um den Kreuzer anzugreifen. »Umbriel« und »Sabik« beschleunigten und hielten direkt auf das gegnerische Schlachtschiff zu. Nur »Antarctica« setzte ihren bisherigen Kurs fort und begleitete die beiden Aufklärer.

»Jetzt geht's los«, murmelte Flandry. Sein erstes Raumgefecht, aufregend und verwirrend wie seine erste Frau. Er gierte danach, in einem Geschützturm zu stehen und zu kämpfen, aber das war ihm verwehrt. Er schloß seinen Helm und beobachtete den Bildschirm.

Minutenlang war außer Sternen nichts zu sehen. Dann lief ein Dröhnen und Vibrieren durch den Schiffsrumpf. Die »Sabik« hatte eine Raketensalve abgefeuert,

Riesengeschosse, wie sie nur ein Schlachtschiff tragen konnte. Er sah nicht, ob sie trafen; die Entfernung war noch zu groß. Aber dann platzten ganz in der Nähe Explosionen im Raum, ein riesiger Feuerball nach dem anderen, glühend, anschwellend und verlöschend. Hätte der Bildschirm ihre tatsächliche Helligkeit wiedergegeben, wäre jeder Betrachter erblindet. Flandry spürte die Druckwellen der sich ausdehnenden Gase; der Boden unter seinen Füßen wurde wie von einem Erdbeben erschüttert, und die metallenen Wände dröhnten.

»Was war das?« schrie Dragoika, von Entsetzen gepackt.

»Der Feind hat auf uns geschossen. Aber wir haben seine Raketen abgefangen und zerstört.«

Wieder und wieder tobten die entfesselten Energien. Eine Explosion warf ihn fast zu Boden. Er hörte die Meldungen der Stationen und erfuhr, daß der Schiffsrumpf aufgeplatzt war. Die Querschotte riegelten die Sektion ab, doch ein Geschützturm war vernichtet, ein anderer ausgefallen. Er wußte, daß viele Besatzungsmitglieder allein durch die starke Dosis radioaktiver Strahlung zum Tode verurteilt waren, wenn sie nicht innerhalb eines Tages medizinische Hilfe bekamen.

Nun wurde das feindliche Schlachtschiff auf dem Bildschirm sichtbar. Wie ein Spielzeug zuerst, aber dann wuchs es, wurde zu einem Hai, einem Wal, einem Leviathan aus Stahl, waffenstarrend und Blitze schleudernd.

Der Kampf wurde nicht von lebenden Wesen geführt. Sie bedienten Geschütze, Raketenrampen und Maschinen. Alles übrige übernahmen elektronisch gesteuerte Automaten. Raketen rasten auf andere Raketen zu,

Computer maßen sich mit anderen Computern. Die Hände von Menschen und Merseiern bedienten lediglich Nahkampfwaffen wie Strahlgeschütze und Laser, aber ihre Chancen, dem Gegner ernsthaften Schaden zuzufügen, waren angesichts der ungeheuren Geschwindigkeiten nur gering.

Die beiden Schiffe schossen aneinander vorbei. Zuckende Feuer sprangen durch den Raum, Donner rollte durch die Decks. Wände und Strebepfeiler bogen sich, Stahlplatten schmolzen. Eine Detonation schleuderte Flandry und Dragoika an die Wand. Blutend und betäubt blieben sie liegen, während der Sturm anhielt und vorüberging.

Langsam und wie Betrunkene wankend standen sie auf. Wilde Rufe und Schreie sagten ihnen, daß ihre Trommelfelle nicht geplatzt waren. Die Tür war eingedrückt und ließ schwarzen Qualm ein. Chemische Feuerlöscher zischten. Jemand rief nach einem Arzt.

Der Bildschirm war nicht ausgefallen. Flandry sah die »Umbriel« weit voraus. Ihr Bug klaffte offen, vom Rumpf hatten sich Platten gelöst, andere waren halbflüssig erstarrt. Aber ihre Maschinen funktionierten. Sie machte Fahrt, wie auch die »Sabik«.

Er beobachtete und lauschte auf die eingehenden Meldungen, bis er das Geschehen rekonstruieren und Dragoika verständlich machen konnte. »Wir haben es geschafft. Einer unserer Zerstörer bekam einen Volltreffer und ist Staub und Gas, aber auch der feindliche Kreuzer ist erledigt. Wir sind an mehreren Stellen beschädigt, drei Geschütztürme und zwei Raketenrampen sind ausgefallen. Ein paar Leitungen zum Hauptcomputer sind unterbrochen, und wir müssen mit einer kleineren Anlage arbeiten, bis die

Ingenieure den Schaden behoben haben. Und die Verluste sind ziemlich hoch. Aber wir haben das feindliche Schlachtschiff manövrierunfähig gemacht. Ein Treffer ins Heck. Die Triebwerke arbeiten nicht mehr. Mit ihm brauchen wir nicht mehr zu rechnen.«

Die Flotte formierte sich von neuem und setzte ihren Weg fort. Auf dem Bildschirm lösten sich zwei kleine grüne Punkte aus der Formation und eilten voraus. »Siehst du die?« sagte Flandry. »Unsere Aufklärer. Wir müssen sie abschirmen, während sie ihre Aufgabe erfüllen. Und das bedeutet, wenn ich mich nicht sehr täusche, daß wir diese Merseier von Saxo an den Hals bekommen.«

»Sechs von ihnen gegen vier von uns«, zählte Dragoika. »Das sieht nicht mehr so gut aus wie eben, als sie nur zwei und wir fünf hatten.«

Flandry sah, wie die grünen Lichter sich auffächerten. Das Ziel dieses Manövers konnte nur sein, keinen der roten Punkte durchzulassen und die Aufklärer zu schützen. Es war ein gefährliches Manöver, weil es den Gegner einlud, die Schiffe einzeln anzugreifen und zu vernichten.

»Ich würde es für eine ausgeglichene Partie halten«, sagte Flandry. »Schließlich haben wir das Schlachtschiff, während die schwerste Einheit der Merseier ein Kreuzer ist. Wenn wir den Feind die nächsten paar Stunden abwehren können, haben wir erreicht, was wir wollten.«

»Aber was ist das, Dommaneek? Du hast immer nur von einer Bedrohung hier draußen gesprochen.« Dragoika nahm ihn bei den Schultern und blickte ihm fest in die Augen. »Kannst du es mir nicht sagen?«

Er hätte es tun können, ohne eine Geheimhaltungspflicht zu verletzen, die noch von Bedeutung gewesen wäre. Aber er wollte nicht. »Nun«, sagte er, »wir haben Nachrichten

über ein Objekt. Unsere Kundschafter müssen hingehen und herausbringen, was damit ist. Sie tun das auf eine sehr interessante Weise. Sie entfernen sich von dem Objekt, schneller als das Licht fliegen kann, verstehst du, und so können sie Bilder davon aufnehmen, nicht wie es jetzt ist, sondern wie es zu verschiedenen Zeiten in der Vergangenheit war. Oder wo es in der Vergangenheit war. Und weil sie wissen, wo sie suchen müssen, können ihre Instrumente es aus mehr als einem Lichtjahr Entfernung beobachten. Das heißt, über eine Zeitspanne von über einem Jahr hinweg. Auf dieser Basis können sie dann errechnen, wie es sich in den nächsten Jahren verhalten wird.«

Furcht trat in ihre Augen. »Sie können über die Zeit selbst hinwegreichen?« flüsterte sie. »In die Vergangenheit mit den Geistern der Verstorbenen? Ihr wagt zuviel, ihr vaz-Terraner. Eines Tages werden die verborgenen Nächte ihren Zorn über euch ausgießen.«

Er biß sich auf die Lippen. »Das habe ich mich oft gefragt, Dragoika. Aber was können wir tun? Unser Kurs wurde vor langer Zeit für uns festgelegt, bevor wir unsere Heimatwelt verließen. Es gibt kein Zurück.«

Eine Erschütterung durchlief das Schiff, gefolgt von einem Geräusch wie einem dumpfen Trommelwirbel.

»Wir feuern Raketen! Es geht wieder los!«

Noch eine Salve und noch eine. Einarsen schien gewillt, die letzten schweren Waffen aus den Magazinen abzuschießen. Trafen eine oder zwei, konnte es den Ausgang des Gefechts entscheiden. Trafen sie nicht, war wenig verloren; die einsatzfähigen Schiffe des Gegners verfügten nicht über gleichwertige Waffen. Die Salven hörten auf.

»Schau hin, Dommaneek!« schrie Dragoika. »Ein rotes Licht ist ausgegangen!«

»Ja ... ja, wir haben einen Zerstörer erwischt. Hurra!« Die übrigen Raketen schienen pariert worden zu sein. Die roten Punkte näherten sich rasch. Die Deckenbeleuchtung flackerte und verlosch. Nach ein paar Sekunden ging sie wieder an, aber das Licht blieb trüb. Also war auch das Stromaggregat ausgefallen. Und er konnte nichts tun als den Bildschirm zu beobachten!

Der Begleitzerstörer des feindlichen Kreuzers trennte sich von ihm und verfolgte die »Umbriel«. Flandry biß die Zähne zusammen, bis seine Backenmuskeln schmerzten. »Sie haben gemerkt, daß wir hier Schwierigkeiten haben«, knirschte er. »Sie glauben, daß der Kreuzer allein mit uns fertig wird. Und vielleicht haben sie recht.«

»Was meinst du damit?« fragte Dragoika.

»Wir können nicht ausweichen, bis eine bestimmte Maschine repariert ist.« Mehr konnte Flandry nicht sagen, denn wie sollte er ihr in ihrer Sprache klarmachen, daß Phasenwechsel, also der Übergang von einer Geschwindigkeitsstufe zur nächsten, nicht mehr möglich waren? »Wir werden hier sitzen bleiben und schießen müssen.«

Die »Sabik« war nicht ganz hilflos. Sie konnte abbremsen und die Lichtgeschwindigkeit unterschreiten, doch wäre das ein Verzweiflungsmanöver gewesen. Bei Überlichtgeschwindigkeit mußte der Feind den Phasengleichklang erreichen, wenn er der »Sabik« Schaden zufügen wollte, was ihn ebenso verwundbar machte. Aber der Kreuzer besaß jetzt die größere Fähigkeit, dem Feuer seines Gegenspielers auszuweichen. Die »Sabik« hatte außer ihren Antiraketen keinen Schutzschild mehr. Alles

sah nach einem Ringen Brust an Brust aus.

»Hyperfeldkontakt hergestellt«, sagte der Lautsprecher.  
»Alle Stationen – Feuer frei!«

Flandry schaltete auf direkte Rundsicht um. Der Merseier zickzackte zwischen den Sternen. Manchmal sah man ihn von vorn, manchmal von der Seite. Es war ein nur für den Raum entworfenes Schiff, dickbauchig und nach beiden Enden hin verjüngt, wie eine Birne mit zwei Stielansätzen. Dragoika sog zischend den Atem ein. Blitze zuckten von neuem.

Eine Titanenfaust schlug zu. Ein betäubendes Krachen brüllte durch das Schiff. Querschotte platzten und zerrissen wie Papier. Die Decksplatten kippten aufwärts und schlugen Flandry ins Gesicht.

Augenblicke später kam er zu sich. Er fiel, fiel ins Bodenlose, blind ... nein, dachte er durch das Dröhnen in seinem Kopf, die Lichter sind aus, die künstliche Schwerkraft ist weg. Er tastete umher und merkte, daß er schwerelos schwebte. Seufzend entwich die Luft aus dem Raum. Blut aus seiner Nase bildete kleine Kugeltropfen, die frei in seinem Helm schwebten und ihm die Sicht zu nehmen drohten. Er sog den Mund voll, um sie hinunterzuschlucken. »Dragoika!« krächzte er.  
»Dragoika?«

Der kleine Lichtkegel ihrer Helmlaterne schnitt einen Sektor aus der Finsternis. Sie war unsichtbar dahinter, aber ihre Stimme klang klar und fest. »Dommaneeek, bist du heil? Was ist geschehen? Hier, hier ist meine Hand.«

»Wir haben einen direkten Treffer bekommen.« Er schüttelte sich, bewegte Hände und Füße und fühlte Schmerzen in seinem Leib. Ein Wunder, daß nichts ernsthaft verletzt zu sein schien. »Hier drinnen sind alle

Anlagen tot«, sagte er. »Ich weiß nicht, in welchem Zustand das Schiff ist. Wir müssen uns vergewissern. Ja, halt dich an mir fest. Stoß dich von den Gegenständen ab, aber nicht zu fest. Es ist wie beim Schwimmen. Fühlst du Übelkeit?«

»Nein. Mir ist wie in einem Traum, sonst nichts.«

Sie gelangten in den Korridor. Metallträger und verbogene Bleche versperrten den Weg. Die untere Hälfte eines Mannes trieb in einer Blutwolke, die Flandry sich vom Helm wischen mußte. Es war totenstill.

Der nukleare Sprengkörper, der das Schiff getroffen hatte, konnte nicht groß gewesen sein, aber das Mittschiff war total zerstört. Schotte und andere Zwischenwände waren eingedrückt, doch sie hatten genug von den Hitze- und Druckwellen abgehalten, daß Flandry und Dragoika in ihrem Bugraum am Leben geblieben waren. Er rief in regelmäßigen Abständen in sein Funksprechgerät, bekam aber keine Antwort.

Ein sternenerfülltes Loch gähnte vor ihnen, groß wie ein Scheunentor. Er befahl Dragoika, sich nicht von der Stelle zu rühren, faßte das Ende eines abgerissenen Kabels und stieß sich vom Schiff ab. Saxo war nur als der hellste der zahllosen Diamanten zu erkennen, die das Firmament bedeckten, aber ihr Licht reichte aus, daß er das Schiff überblicken konnte. Die »Sabik« war in zwei Teile zerbrochen und schwamm inmitten treibender Trümmer. Ein Geschützturm im Bugteil schien noch intakt zu sein.

Er versuchte noch einmal sein Glück mit dem Funksprechgerät; hier draußen, dreißig Meter vom Schiff entfernt, gab es keine abschirmenden Metallmassen. »Fähnrich Flandry von Abteilung Vier. Bitte melden. Bitte kommen!«



Eine Stimme antwortete, von kosmischen Störgeräuschen überlagert. »Leutnant Ranjit Singh in Abteilung Zwei. Ich übernehme einstweilen das Kommando. Melden Sie Ihren Zustand und wie viele Leute Sie bei sich haben.«

Flandry tat es. »Sollen wir zu Ihnen kommen, Leutnant?« endete er.

»Nein. Sehen Sie nach, ob der vordere Geschützturm funktioniert und sagen Sie Bescheid. Wenn ja, besetzen Sie ihn.«

»Aber wir sind bewegungsunfähig. Der Kreuzer ist längst fort. Niemand wird sich mit uns abgeben.«

»Das bleibt abzuwarten, Fähnrich. Gehen Sie an Ihr Geschütz.«

Tote Körper schwebten in der Panzerkuppel des Geschützturms. Sie waren nicht verstümmelt, aber zwei- oder dreitausend Röntgen mußten durch die Panzerung gedrungen sein. Flandry und Dragoika holten sie heraus und ließen sie im freien Raum treiben.

Das Geschütz war noch brauchbar. Das hydraulische Zielsystem wurde von Batterien betrieben. Flandry unterwies Dragoika in der Bedienung der Handräder. Anschließend warteten sie. »Ich hätte nie geglaubt, daß ich an einem solchen Ort sterben würde«, sagte sie. »Aber ich werde im Kampf sterben, und mit einem guten Kameraden an meiner Seite.«

»Vielleicht überleben wir«, sagte er.

»Mach dir nichts vor. Es ist deiner nicht würdig.«

»Nicht würdig? Solange ich noch nicht tot bin, gebe ich nicht auf.«

»Ich verstehe. Vielleicht ist es das, was euch vaz-Terranern so groß gemacht hat.«

Der Merseier kam.

Es war ein Zerstörer, und er schien Schwierigkeiten mit den Triebwerken zu haben. Sein Kapitän mußte erkannt haben, daß er sich während der Reparaturzeit aus dem Gefecht zurückziehen mußte, wenn er nicht leichte Beute für den Gegner sein wollte. Nun näherte er sich langsam der »Sabik«, um das Wrack zu untersuchen und, wenn nötig, den letzten Widerstand zu brechen.

Der Zerstörer hatte seine Raketen verschossen, aber mehrere Geschütze eröffneten das Feuer mit Granaten und Strahlen. Die beiden Wrackteile der »Sabik« glühten auf, zerbrachen und spuckten weitere Trümmerteile in alle Richtungen.

Flandry hockte auf dem Sattel und kurbelte das Geschütz in Feuerstellung. Der unstabilisierte Rumpf reagierte mit einer Gegendrehung. Flandry mußte warten, bis der Zerstörer mit seinem Heck ins Fadenkreuz kam, dann drückte er ab.

Das Krachen der Detonation war noch nicht verhallt, da sah er, wie sich in der Bordwand des Zerstörers ein Loch öffnete. Luft und weiß kondensierender Wasserdampf strömten aus.

Das langsam um seine Achse rotierende Wrack ließ ihn zu keinem zweiten Schuß kommen. Er wartete und fluchte vor Ungeduld. Als der Zerstörer wieder in Sicht kam, hatte er sich weiter entfernt und das Heckstück der »Sabik« pulverisiert. Flandry zielte wieder und gab Feuer. Seine Granate riß ein zweites Loch mittschiffs in den Zerstörer. Sein Kapitän hatte genug und drehte ab. Als Flandrys Geschütz zum drittenmal in Schußposition kam, war das Schiff mit bloßem Auge kaum noch auszumachen. Flandry sprang von seinem Sitz und umarmte Dragoika. Beide

brachen in Triumphgeschrei aus.

\*

»Umbriel« und »Antarctica«: aufgerissen, zerschlagen, lahm, angefüllt mit Verwundeten, aber siegreich – näherten sich dem Planeten. Die Aufklärer hatten ihre Arbeit längst getan und Kurs auf die Grenze des Imperiums genommen. Aber Ranjit Singh wollte seinen Männern einen Blick auf das gewähren, wofür sie ihr Leben aufs Spiel gesetzt hatten.

Flandry und Dragoika standen neben ihm auf der Brücke der »Umbriel«. Der Planet füllte den ganzen Bildschirm aus. Er war kaum größer als der Erdmond und schien wie er weder eine Atmosphäre noch Wasser oder Leben irgendeiner Art zu besitzen. Kahle und zerklüftete Berge erhoben sich aus aschenfarbenen Ebenen. Öde, leer und blind wie ein Totenschädel zog er seine Bahn.

»Ein Planet«, hauchte der selbsternannte Kapitän. »Ein Irrläufer, ein sonnenloser Planet.«

»Er ist auf Kollisionskurs mit Saxo, Kapitän«, sagte Flandry. Er war zu Tode erschöpft. »In knapp fünf Jahren wird er die Sonne treffen. Soviel Masse entspricht der Energie von drei Jahren Sonnenausstrahlung, und diese Energie wird sich irgendwie entladen, innerhalb weniger Sekunden. Und Saxo ist ein weißer Zwerg, der in einigen Millionen Jahren expandieren wird. Die innere Unstabilität muß jetzt schon im Wachsen sein. Der Aufschlag dieser Masse dürfte genügen. Saxo wird zu einer Nova werden. Explodieren.«

»Und unsere Flotte ...«

»Richtig. Die Sache klingt unwahrscheinlich. Die

interstellaren Entfernungen sind zu groß. Aber das Universum ist noch größer. Ganz gleich wie unwahrscheinlich es erscheint, alles was möglich ist, muß einmal geschehen. Dies ist so ein Fall. Merseiische Entdecker haben diesen Planeten gefunden und seinen Kurs und seine Geschwindigkeit berechnet. Brechdan erkannte, was es bedeutete. Ich vermute, daß er beabsichtigte, den Konflikt auf Starkad auszuweiten, Schritt für Schritt, wie es ihm sein Fahrplan vorschrieb, bis eines Tages unsere Hauptstreitmacht im Raum Saxo-Starkad versammelt wäre, kurz vor der Explosion. Wahrscheinlich hätten wir den Planeten nicht bemerkt. Er kommt fast senkrecht auf die ekliptische Ebene herunter, und gegen Ende seiner Reise wird er in Saxos Helligkeit untertauchen. Seine Geschwindigkeit beträgt schon jetzt siebenhundert Kilometer pro Sekunde und wird noch wachsen, je mehr sich Saxos Anziehungskraft auswirkt. Wir hätten uns überhaupt nicht in der Richtung umgesehen, sondern unsere Aufmerksamkeit auf Brechdans Streitkräfte konzentriert. Sie aber hätten Bescheid gewußt und sich rechtzeitig aus dem Staub gemacht. Unsere Flotte – nun, die Anfangsstrahlung wird sich mit Lichtgeschwindigkeit ausdehnen. Sie hätte die Mannschaften getötet, bevor sie überhaupt etwas geahnt haben würden. Ein paar Stunden später hätte die erste heiße Gaswelle die Schiffe verdampft. Das Imperium hätte seine Flotte verloren und sich Merseias Expansion nicht länger widersetzen können. Das ist in meinen Augen der Grund, warum auf Starkad Krieg geführt wird.«

Ranjit Singh zupfte an seinem Bart. »Können wir nichts unternehmen? Können wir nicht versuchen, diesen Planeten mit überschweren Nuklearraketen zu sprengen?«

»Das weiß ich nicht. Ich möchte es bezweifeln. Zu viele Bruchstücke würden auf derselben Bahn weiterfliegen. Das müßten Experten prüfen. Natürlich können wir Starkad evakuieren. Es gibt andere Planeten.«

»Willst du es mir jetzt sagen?« fragte Dragoika.

Flandry erklärte es ihr. Er war bestürzt, als sie weinte.

## 16.

Highport lag still und fast verlassen. Die wenigen noch hier verbliebenen Männer saßen kartenspielerisch in den häßlichen Baracken oder schlenderten durch die staubigen Straßen und warteten auf Befehle. Kaum einer, der sich nicht nach Hause sehnte. Baustellenlärm und Düsengeheul waren verstummt, und nach den ersten tumultartigen Feiern gab es keine Freudenausbrüche mehr. Das Ende des Krieges hatte die Leute benommen zurückgelassen. Zuerst war die lapidare Ankündigung gekommen, daß Admiral Enriques und Fodaich Runei einen Waffenstillstand vereinbart hätten, während sie mit ihren Regierungen sprachen. Dann, nach tagelanger Ungewißheit, waren die Schiffe eingetroffen, war die Proklamation veröffentlicht worden, daß Imperium und Roidhunat gemeinsam die Evakuierung der Bewohner des zum Untergang verurteilten Planeten Starkad vorbereiten und ihren Konflikt beenden würden. Kurz darauf hatten beide Parteien ihre Streitkräfte bis auf wenige Beobachter abgezogen. An ihrer Stelle waren Zivilisten gekommen, Wissenschaftler und Organisatoren für das neue Evakuierungsprojekt. Und dazu zahllose Gerüchte. Wie konnte man da weiterleben, als sei nichts Besonderes geschehen? Nichts würde jemals wieder ganz normal sein. Nachts sah man die Sterne über sich und erschauerte.

Dominic Flandry ging schweigend durch den Abend. Die Luft war kühl und klar, und es war so still, daß er den Sand unter seinen Stiefelsohlen knirschen hörte. Über den Schneefeldern der Narpaspitze hing einer der Monde gleich einem riesigen Lampion und tauchte die Bergwelt in sein

geheimnisvolles Licht. Nie hatte Flandry den Planeten so herzbewegend schön gefunden.

In Ridenours Büro brannte Licht, und die Tür stand angelehnt. Flandry trat ein. Die meisten Schreibtische standen leer. Ridenours Xenologen waren unterwegs. Ihr Chef versuchte ihre weltumspannenden Anstrengungen zu koordinieren und ersetzte seinen Schlaf durch Drogen. Im Augenblick unterhielt er sich mit einem Fremden. Flandrys Kehle schnürte sich zusammen, und er machte eine Bewegung, als wolle er hinauslaufen. Graf Hauksberg!

Jeder wußte, daß die »Dronning Margrete« am Vortag eingetroffen war und daß der Abgesandte seiner Majestät auf Starkad eine letzte Inspektion machte. Flandry hatte sich vorgenommen, ihm aus dem Weg zu gehen. Nun war das Unglück geschehen, und er nahm Haltung an.

Der Graf blieb gelassen sitzen, nur sein scharfes Gesicht wendete sich Flandry zu. Fast amüsiert sagte er: »Sieh mal an. Wer kommt denn da?«

»Fähnrich Flandry, Exzellenz. Ich-ich bitte um Entschuldigung. Ich wollte nicht stören. Ich werde gehen.«

»Nein. Bleiben Sie. Ich wollte sowieso ein Wörtchen mit Ihnen reden.« Er nickte Ridenour zu. »Bitte fahren Sie fort. Was waren das für Schwierigkeiten?«

Der Xenologe bemerkte den Neuankömmling kaum, der sich mit hängendem Kopf auf einen entfernten Stuhl niederließ. »Vielleicht kann ich die Schwierigkeiten am besten durch eine typische Szene illustrieren, die in der vergangenen Woche aufgenommen wurde. Sie spielt im Haus der Schwesternschaft in Ujanka.«

Er machte sich an seinen Geräten zu schaffen. Ein Bildschirm flackerte auf und zeigte einen Raum mit unverputzten Bruchsteinmauern, an denen allerlei

barbarische Trophäen hingen. Ein Mann und mehrere einheimische Frauen mit den gestreiften und federgeschmückten Umhängen ihrer Würde und Autorität saßen vor einem Visiphon. Flandry erkannte zwei oder drei von ihnen. Er verwünschte den Zufall, der ihn hergeführt hatte. Sein Abschied von der Stadt Ujanka und ihren Bewohnern war eine noch offene Wunde seiner Seele.

Ostrava, die diesjährige Ratsvorsitzende, beäugte unwillig das projizierte Fischgesicht. »Niemals!« schnarrte sie. »Wir haben unsere Rechte und Notwendigkeiten, die wir verteidigen müssen. Lieber sterben als aufgeben, was unsere Mütter mit dem Einsatz ihres Lebens errungen haben.«

Das Bild blendete in eine andere Umgebung über. Flandry erkannte den unterseeischen Tempel wieder. Licht durchdrang das Wasser und färbte es smaragdgrün. Die Stadtoberhäupter des Seevolkes von Zletovar schwebten fast ohne Bewegung vor der traumhaften Kulisse der Säulengänge und Arkaden. Sie hatten Isinglas als Experten zugezogen. Von ihnen werde ich mich nicht mehr verabschieden können, dachte Flandry bekümmert.

»Ihr wollt also weiterhin alles stehlen, wie ihr es immer getan habt«, sagte einer, der für die Versammelten sprach. »Das darf nicht sein. Wir müssen diese Hilfsquellen haben, wenn die schweren Zeiten anbrechen. Vergeßt nicht, daß wir unsere Waffen behalten.«

Die Aufnahme schloß Erläuterungen der Dolmetscher ein, die Ridenour zu beiden Versammlungen entsandt hatte und die für die Aufnahmen verantwortlich waren.

»Unsere Station im südlichen Archipel hat eigens für Sie eine vorläufige Übersicht gegeben, Exzellenz«, sagte Ridenour. Er schaltete um. Auf dem Bildschirm erschien



eine Lagune, wo Sonnenlicht auf kleinen Wellen glitzerte und hinter einem breiten Streifen weißen Sandes Bäume im Seewind rauschten. Man sah es aus dem Kajütfenster eines Motorbootes. Das Objektiv richtete sich auf einen Mann mit dunklen Rändern unter den Augen. Er nannte Datum und Ort und las von einem Manuskriptblatt ab:

»Beide Parteien machen weiterhin exklusive Rechte auf die Nutzung der Fischgründe um den Archipel geltend. Unsere Beratergruppen haben in Zusammenarbeit mit merseiischen Experten neuerliche Gewalttätigkeiten und Übergriffe zu verhindern vermocht, aber ein Kompromiß zeichnet sich noch nicht ab. Wir werden uns weiter um eine Verständigung bemühen und rechnen auf lange Sicht mit einem Erfolg, aber vorläufig fehlen dafür noch alle Voraussetzungen.«

Ridenour schaltete ab. »Sehen Sie? Wir können diese Leute nicht einfach wie Vieh in Raumschiffe verladen. Es genügt auch nicht, daß wir bestimmen, welcher von den in Frage kommenden Planeten am besten für sie geeignet ist. Wir müssen sie darauf vorbereiten, psychologisch durch Aufklärungs- und Erziehungsarbeit, organisatorisch durch eine zahlenmäßige Erfassung aller Gruppen, wobei wir auf die Einsicht ihrer Führer in die Notwendigkeiten angewiesen sind. Selbst unter idealen Bedingungen werden ihre Kulturen einen erheblichen Schock davontragen. Die Vorbereitungen erfordern jahrelang geduldige Arbeit. In der Zwischenzeit wollen und müssen beide Rassen leben. Unsere Bekanntmachung, daß ihre Welt zum Untergang verurteilt ist, hat verständlicherweise eine ungeheure Erregung ausgelöst. Die meisten werden lange brauchen, bis sie vernünftig darüber denken und reden können. Anderen wird das nie gelingen. Nur wenigen ist überhaupt

klar, worum es geht; sie sind ja zu einem großen Teil ohne astronomische Kenntnisse. Wir dürfen nicht geringschätzig auf sie herabsehen. Wenn wir und die Merseier, wir großen, raumbherrschenden Rassen, weniger von den Instinkten und mehr von der Vernunft geleitet würden, gäbe es keinen Krieg zwischen uns.«

»Es herrscht kein Krieg«, sagte Hauksberg.

»Das bleibt abzuwarten, lieber Graf.« Ridenour sah die Wolken des Unmuts auf Hauksbergs Stirn, und fuhr in verändertem Tonfall fort: »Wenn Exzellenz auf die Notwendigkeit zusätzlichen Personals hinweisen könnten ... Wir haben zu wenig ausgebildete Leute. Sie haben einen kleinen Ausschnitt von unserer Arbeit auf diesem kleinen Flecken Planetenoberfläche gesehen. Aber wir haben es mit Millionen von Individuen, mit Tausenden von Bevölkerungsgruppen zu tun. Viele sind uns nicht mehr als Namen auf weißen Flecken der Landkarte. Aber auch diese weißen Flecken sind mit lebenden, denkenden, fühlenden Wesen erfüllt. Wir müssen sie erreichen, müssen sie retten. Wir können nicht alle erfassen, aber jeder Gerettete ist eine Rechtfertigung mehr für die Existenz der Menschheit, die, Gott weiß es, jeder Rechtfertigung bedarf, die sie bekommen kann.«

Hauksberg war beeindruckt. »Die Regierung wird entscheiden, was sie für die Rettung dieser unglücklichen Geschöpfe tun will und tun kann«, sagte er, »aber seien Sie überzeugt, daß ich mich in Ihrem Sinn einsetzen werde.« Er stand auf, und auch Ridenour erhob sich rasch. »Guten Tag.«

»Guten Tag, Exzellenz«, sagte der Xenologe und verneigte sich. »Ich danke für Ihren Besuch und Ihre verständnisvolle Haltung. Oh, Fähnrich Flandry. Was

wollen Sie?«

»Ich bin gekommen, um mich zu verabschieden. Mein Transport geht in ein paar Stunden ab.«

»Nun, dann leben Sie wohl. Viel Glück.« Ridenour ging soweit, daß er Flandry die Hand schüttelte. Aber noch bevor Hauksberg und Flandry den Raum verlassen hatten, saß er wieder hinter seinem Schreibtisch.

»Machen wir einen kleinen Rundgang«, sagte Hauksberg. »Ich möchte mir die Füße vertreten. Nein, gehen Sie neben mir. Es gibt einiges zu bereden.«

»Jawohl, Exzellenz.«

Eine Brise kam von den träumenden Bergen und ihren Gletschern herab. Hauksbergs Umhang bauschte sich. Der Graf zog ihn um sich. »Soso«, sagte er. »Man begegnet sich wieder.«

»Ja«, sagte Flandry. »Ich hoffe, der Rest Ihres Aufenthalts auf Merseia war angenehm.«

Hauksberg stieß ein Lachen aus. »Sie sind unverschämt! Werden es noch weit bringen, wenn niemand Sie zuvor erschießt. Ja, ich darf sagen, daß Kanzler Brechdan und ich einige recht interessante Gespräche hatten, nachdem die Nachrichten von hier gekommen waren.«

»Soviel ich gehört habe, sind Sie übereingekommen, das Gefecht als einen Irrtum der beiden Flottenkommandeure anzusehen, die ihre Befehle mißverstanden haben.«

»Richtig.« Er packte Flandrys Arm mit unerwarteter Heftigkeit. »Jede andersgeartete Schilderung des Hergangs verstößt gegen das Interesse des Staates. Ist das klar?«

»Jawohl. Ich bin bereits unterrichtet.«

»Sie können von Glück sagen, daß es so gekommen ist«, fuhr Hauksberg milder fort. »Die Notwendigkeit der Geheimhaltung bringt es notwendigerweise mit sich, daß

die gegen Sie erhobenen Anklagen zurückgezogen werden. Was nach unserer Ankunft auf Merseia geschehen und aktenkundig geworden ist, wird in das geheime Staatsarchiv eingehen. Sie sind frei, junger Mann.«

Flandry nahm die Hände auf den Rücken, wo er sie zu Fäusten ballte. Mühsam sagte er: »Wollen Sie so gütig sein und Ihre persönliche Vergebung hinzufügen?«

»Oh, richtig – aber ja!« Hauksberg lachte und schlug ihm auf die Schulter. »Sie haben absolut richtig gehandelt. Für eine absolut falsche Sache, um es genau zu sagen, aber durch eine glückliche Fügung haben Sie meinen Zweck für mich erreicht, Frieden mit Merseia. Warum sollte ich Ihnen grollen?« Er gab ihm ein Augenzwinkern. »Was eine bestimmte Dame angeht, so wollen wir die Sache nicht dramatisieren. Schwamm drüber.«

Flandry konnte nicht mitspielen. »Aber wir haben keinen Frieden!« brach es aus ihm heraus. »Sie hatten unsere Vernichtung geplant. Wie können wir sie ungestraft lassen?«

»Beruhigen Sie sich. Ich bin überzeugt, daß sie keine solche Absicht hatten. Wenn man diese kosmische Kollision überhaupt als Waffe ansehen kann, so hätten sie sie nur gegen uns zur Auswirkung kommen lassen, falls wir sie dazu gezwungen hätten. Vergessen Sie nicht, daß wir für Merseia ebenso eine Bedrohung darstellen wie sie für uns. Hätten wir einen aufrichtigen Willen zur Zusammenarbeit und Verständigung gezeigt, so wäre kein Grund gewesen, uns unbenachrichtigt zu lassen.«

»Wie können Sie das sagen?« entgegnete Flandry mit erstickter Stimme. »Die Merseier wollen uns aus dem Universum vertreiben!«

»Das ist genug, Fähnrich. Ersparen Sie mir diese

abgedroschene Propaganda. Die Geschichte dieses Zwischenfalls wird von der Regierung eben deshalb unterdrückt, weil sie zu leicht zum Gegenstand Ihrer Art von Fehlinterpretation gemacht werden und die künftigen Beziehungen zwischen den Regierungen belasten könnte. Brechdan hat seinen Friedenswillen durch den Abzug seiner Streitkräfte von Starkad bereits unter Beweis gestellt. Ich glaube, Sie sind noch nicht alt genug, Fähnrich, um die Außenpolitik des Imperiums festzulegen.«

Flandry schluckte. »Ich bitte um Entschuldigung.«

Hauksberg betrachtete ihn aufmerksam, dann lächelte er. »Nein, keine Ursache. Wirklich, ich bin ein Mensch, mit dem man reden kann. Und Sie meinen es auch gut. Eines Tages werden Sie klüger sein. Hier ist meine Hand.«

Flandry blieb keine Wahl. »Wenn Sie sich von Persis verabschieden wollen«, ergänzte Hauksberg, »dann können Sie sie im Gästezimmer antreffen.«

Flandry marschierte mit langen Schritten davon. Als er beim Hauptquartier angelangt war und sich bei den Posten ausgewiesen hatte, war sein Zorn vergangen, und Leere war an seine Stelle getreten. Er ging durch die Suite der Gästezimmer und blieb stehen. Warum weitergehen? Warum noch etwas tun?

Persis kam auf ihn zu. Sie trug ein grünseidenes Kleid und Brillanten am Hals und an den Ohren. »Oh, Nicky, Nicky!« Sie legte ihren Kopf an seine Schulter und schluchzte.

Er tröstete sie mechanisch. Sie hatten einander nicht oft gesehen, seit er vom Gefecht zurückgekehrt war. Er war für Ridenour in Ujanka gewesen und hatte von früh bis spät gearbeitet, und diese Arbeit hatte ihn so gefesselt, daß er

nur ungern Besuche in Highport gemacht hatte. Sie war tapfer und intelligent, und das Zusammensein mit ihr hatte ihm Spaß gemacht, und zweimal hatte sie ihn vor Katastrophen bewahrt, aber sie sah sich nicht dem Ende ihrer Welt gegenüber. Und überdies war ihre Welt nicht die seine, konnte es niemals werden.

Sie setzten sich auf einen Diwan. Er hatte einen Arm um ihre Taille gelegt, in der freien Hand eine Zigarette. Sie blickte auf den Boden. »Werde ich dich auf der Erde wiedersehen?« fragte sie.

»Ich weiß nicht. In absehbarer Zeit wohl kaum, fürchte ich. Mein Marschbefehl ist durchgekommen. Ich bin zur Akademie für das Nachrichtenkorps abkommandiert.«

»Könntest du dich nicht um eine Versetzung irgendwo nach draußen bemühen? Ich könnte vielleicht etwas arrangieren ...«

»Ein gemütlicher Bürojob mit regelmäßigen Dienststunden? Nein, danke. Dies ist ein Gebiet, das mir gefällt, das einem Zweck dient. Wenn ich die Gelegenheit nicht wahrnehmen würde, was hätte das Leben dann für einen Sinn?«

»Darauf wüßte ich eine Antwort«, sagte sie leise. »Aber ich glaube, das würdest du nicht verstehen.«

Darauf wußte er nichts zu sagen. Ihre Lippen streiften seine Wange. »Dann geh nur«, sagte sie. »Ich wünsche dir Glück.«

»Ah ... hast du keine Schwierigkeiten, Persis?«

»Ich? Nein, nein. Markus ist ein zivilisierter Mann. Vielleicht bleiben wir sogar auf der Erde noch eine Weile zusammen. Mach dir keine Sorgen um mich. Leute meines Schlages wissen, wie man immer wieder auf den Füßen landet.«

Eine frohe Regung kam in ihm auf, hauptsächlich Erleichterung, daß er nicht verpflichtet war, sich um ihr Fortkommen Gedanken zu machen. Zum Abschied küßte er sie mit einer guten Imitation von Wärme.

Sie war so gut, daß ihm seine Einsamkeit doppelt schwer zu Bewußtsein kam, als er wieder auf der Straße stand. Er floh zu Max Abrams.

Der Oberst räumte sein Büro auf, denn er sollte mit demselben Transport zur Erde zurückkehren, dem auch Flandry zugeteilt war. Von der Erde wollte er nach Dayan weiterfliegen, um einen Urlaub bei seiner Familie zu verbringen. Als Flandry hereinstürzte, richtete er sich hinter seinem Schreibtisch auf und legte einen Stoß staubiger Schnellhefter aus der Hand. »Hallo!« sagte er munter. »Was bedrückt unseren Helden?«

Flandry warf sich in einen Sessel. »Warum machen wir noch weiter?« rief er erbittert. »Was hat es noch für einen Sinn?«

»Sachte, sachte. Sie brauchen was zu trinken.« Abrams zog eine halbleere Flasche aus dem Schreibtisch, hieß Flandry Gläser bringen und schenkte ein. »Prost.«

Flandrys Hand zitterte. Er stürzte den Whisky in einem Zug herunter und hustete. Abrams zündete sich eine Zigarre an. »Also«, sagte er. »Was ist?«

»Ich habe mit Hauksberg gesprochen.«

»Na und?«

»Er ... er geht ungeschoren zurück, ohne einen Flecken auf seinem Wappenschild. Wahrscheinlich kriegt er noch einen Orden. Und er schwafelt immer noch von Frieden.«

»Langsam. Er ist kein Ungeheuer. Natürlich ist seine politische Karriere an den Standpunkt gebunden, den er einnimmt. Er kann sich nicht leisten, zuzugeben, daß er

sich möglicherweise geirrt hat. Und es wäre nicht fair von uns, wenn wir ihm ein Bein stellten, selbst wenn wir es könnten. Auch nicht klug. Wir brauchen ihn.«

»Wie bitte?«

»Denken Sie nach. Überlegen Sie, wie hübsch man ihn unter Druck setzen kann. Keine direkte Erpressung, nichts so Vulgäres. Aber eine hochgezogene Augenbraue im entscheidenden Moment. Eine harmlose Anspielung, wenn er den Mund zu etwas aufmachen will, was uns nicht paßt. Sicher, bei den Massen wird er populär sein. Er wird noch mehr Einfluß haben als bisher. Sehr schön. Besser ihn als einen anderen mit den gleichen Ansichten, einen, der keine Angriffsfläche bietet.«

»Aber ich ... na ja ...«

Abrams blickte stirnrunzelnd in die Rauchwolke seiner Zigarre. »Außerdem«, sagte er, »brauchen wir die Pazifisten als Gegengewicht zu den rabiaten Militaristen. Ich habe einmal anders gedacht, aber nun sehe ich es ein. Wir können keinen Frieden machen, aber wir können auch keinen richtigen Krieg machen. Der Mensch ist von Natur aus kein besonders geduldiges Wesen. Er muß gezügelt werden. Wir können nichts tun als die Stellung zu halten.«

»Und die ganze Sache soll für nichts gewesen sein?« Flandry schrie beinahe. »Nur um das bißchen zu behalten, das wir haben?«

Der graue Kopf beugte sich. »Wenn der gute Gott uns soviel gewähren will«, sagte Abrams. »Seine Barmherzigkeit ist größer als seine Gerechtigkeit.«

Flandry schluckte und fand keine Worte. »Aber Starkad«, murmelte er schließlich. »Tod, Qualen, Ruinen, und zum Schluß bleibt alles, wie es war. Wozu waren wir hier?«



»Weil wir gekommen sind, können wir zwei Rassen denkender und fühlender Geschöpfe retten«, fuhr Abrams fort. »Und alles, was sie in der Zukunft aus sich machen können. Natürlich wußten wir das nicht vorher; aber wir waren zur Stelle, als es nötig wurde. Das sollte uns in diesem Fall Befriedigung genug sein.«

Abrams paffte heftiger. »Wissen Sie«, sagte er, »seit Echnaton in Ägypten regierte, wahrscheinlich schon früher, gibt es Schulen von Denkern und Philosophen, die dafür eintreten, daß wir unsere Waffen niederlegen und auf Brüderlichkeit und Liebe bauen sollen. Damit wir, sollte es mit der Liebe nicht klappen, wenigstens schuldlos sterben. Das ist einer der Grundgedanken des Christentums gewesen. Gewöhnlich haben sogar die Gegner dieser Denkrichtung gesagt, daß es ein nobles Ideal sei. Ich sage, es ist unrealistisch. In seinem Namen hat es Kreuzzüge und Inquisition und heilige Kriege mit furchtbaren Grausamkeiten gegeben. Der Mensch ist eben so geartet. Wir sind sterblich, und das heißt, wir sind unwissend, dumm und sündig. Unser einziger Stolz ist, daß wir trotzdem hin und wieder unser Bestes tun. Was dürfen wir mehr verlangen?«

Flandry blieb still.

Abrams füllte die Gläser auf. »Ende der Vorlesung«, sagte er. »Zu einem Jungen in Ihrem arroganten Alter würde ich das gemeinhin nicht sagen, aber da Sie eine kleine Ermunterung brauchen ... nun, ich will sagen: Wenn Sie einmal den richtigen Tritt gefaßt haben, möge Gott Ihren Gegnern gnädig sein!«

Er sprach noch eine Stunde lang. Und Flandry verließ das Büro guter Dinge.

Als nächstes TERRA-TASCHENBUCH erscheint:

## **Hades – die Welt der Verbannten**

von Clark Darlton

*Aneinander gekettet wie Sträflinge betreten Männer und Frauen den Transportraumer. Das Ziel ihrer langen Reise durch das All ist Hades, ein Planet, von dem es keine Rückkehr zur Erde mehr gibt.*

*Der Strafplanet Hades soll ein Paradies für Kriminelle sein – und eine Hölle für diejenigen Menschen, die aus politischen Gründen in die Verbannung geschickt werden, so flüstert man sich unter den Gefangenen des Transportschiffes zu.*

*Rog Carter – er wurde nach Hades verbannt, weil er das terranische Regime zu kritisieren wagte – läßt sich von solchen Gerüchten nicht beirren. Rog lehnt es auch ab, mit den Meuterern gemeinsame Sache zu machen. Er muß Hades erreichen, um einen wichtigen Geheimauftrag zu erfüllen. Sein Gelingen wird über Wohl und Wehe der gesamten Menschheit entscheiden.*

TERRA-TASCHENBUCH Nr. 127 erhalten Sie in Kürze im Buch- und Bahnhofsbuchhandel und im Zeitschriftenhandel. Preis DM 2,40.